Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Graf Adalbert von Baudissin, Freiherrn Ernst von Bibra, Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), A. Ferrari, Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, G. Höcker, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Balduin Möllhausen, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Hermann Oelschläger, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Heribert Rau, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, Hermann Schmid, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Alfred Steffens, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, J. D. H. Temme, Ernst Willkomm, A. v. Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1870. — Fünfundzwanzigster Jahrgang. — 1870.

Dritter Band.

König August und sein Goldschmied.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.

König August

und sein Goldschmied.

Roman

von

Franz Carion.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1870.

Erstes Kapitel.

Als Else, von Niemand gesehen, kaum das Haus verlassen hatte, bemerkte sie einen vom Neumarkte herkommenden kleinen Trupp Grenadiere mit den Gewehren auf der Schulter, in deren Mitte ein baumlanger Mann ging. Sie blieb stehen, um zu sehen, wo sie Halt machen würden, und empfand eine heimliche Freude, als sie bemerkte, daß dies am Dinglinger'schen Hause geschah. Einer der Soldaten faßte an dessen Thür Posto, die andern aber traten in dasselbe ein. Zwei an den Häusern hinschreitende Männer, in Mäntel gehüllt, folgten ihnen ins Haus.

„Ausgeflogen, ihr kommt zu spät", sagte Else mit großer Befriedigung zu sich und schritt ihres Weges weiter.

Der militärische Besuch, den das Dinglinger'sche Haus

empfangen hatte, rief große Aufregung in demselben hervor. Der Hofjuwelier mußte aus der Gesellschaft herbeigeholt werden und war nicht wenig überrascht, als er in dem, der ihn hatte rufen lassen, den Generalfeldmarschall Flemming erkannte, der ihn zu einer Unterredung unter vier Augen aufforderte. Als diese beendigt war, begaben sich beide, von Soldaten gefolgt, von denen zwei brennende Lichter vorantrugen, nach Zephanja's Wohnung hinauf. Sie fanden dieselbe verschlossen.

„Sie schläft entweder schon oder ist nicht da", sagte Herr Dinglinger.

Da das starke Donnern an die Thür keinen Erfolg hatte, so mußte der Gedanke aufgegeben werden, Zephanja sei in der Wohnung anwesend, und Flemming drang darauf, daß die Thür geöffnet werde. Der Hofjuwelier sah sich gezwungen, mittels Anwendung des Hauptschlüssels in die Wohnung der Ciselirerin einzutreten.

Es ließ sich nicht mehr an deren Abwesenheit zweifeln. Flemming gebot Aussuchung; er hoffte das zu finden, was ihm die Hauptsache war, das Eheversprechen des Königs, von welchem Gräfin Cosel geäußert hatte, es befinde sich in einer treuen sichern Hand, in der es Niemand wähne. Daß Zephanja den von ihm für Gräfin Dönhoff bestimmten Zettel an die Cosel gegeben, erschien ihm als sicherstes Zeichen eines geheimnißvollen Einver-

ständnisses zwischen beiden, und auf Grund dessen nahm er an, daß die Gräfin wohl das wichtige Document Zephanja anvertraut haben könne, einer Hand, in der es allerdings Niemand so leicht vermuthen konnte.

Es fand sich jedoch nichts, wie genau auch Alles durchsucht wurde. Was Zephanja selbst anlangte, so mußte man annehmen, daß sie noch nicht nach Hause gekommen sei.

„Es thut mir leid, Ihm, Herr Hofjuwelier, so viele Molesten zn machen, um so mehr, da es Seine Braut betrifft", sagte Flemming. „Ich kann mir wohl denken, daß Er davon aufs äußerste alterirt sein wird, kann Ihm aber beim besten Willen nicht helfen. Um was es sich handelt, weiß der Herr, und sehe ich Ihn für einen zu rechtschaffenen Diener Seiner Majestät, unsers allergnädigsten Königs und Herrn, an, als daß ich glauben könnte, es läge Ihm nicht selber am Herzen, diese Angelegenheit ins Klare gebracht zu sehen. Dieses zu bewerkstelligen, wird Er es als angezeigt finden, daß in Seinem Hause Wache bleibt."

Ueber des Hofjuweliers Gesicht lief der Schatten eines Unmuths, der ihm nicht verstattete, die Antwort abzuwägen. „Excellenz", hob er an, „wenn ein treuer Diener Seiner Majestät des Königs keiner Rücksichtnahme für seinen guten Ruf sich erfreuen darf, dann steht

es übel genug mit dem Vertrauen, das sein allergnädigster Herr ihm bisher zu erzeigen geruhte, denn dann ist der redliche Mann nichts als ein Sklave der Willkür. Ich kann mir nicht denken, daß es der Wille Seiner Majestät ist, meinen guten Namen unter meinen Mitbürgern absichtlich zu vernichten."

„Was soll diese Rederei?" fuhr Flemming übermüthig auf. „Glaubt der Herr, ich thue Ihm zu viel, wenn ich Wache in Sein Haus lege?"

„Ja, das glaube ich, Excellenz", entgegnete Dinglinger gereizt. „Mein Wort, daß ich dafür Sorge tragen werde, Mademoiselle Zephanja, sobald sie nach Hause kommt, von einem etwaigen Fluchtversuch zurückzuhalten, muß ebenso viel gelten als das Ehrenwort eines Edelmanns. Der gute Ruf eines Bürgers, Excellenz, stützt sich nicht auf den Zufall der Geburt, sondern ist ein oft schwer genug errungenes Gut, welches auch eine Würdigung verdient, und ich möchte den sehen, der ein solches theures Gut leichtsinnig antasten läßt. Die in meinem Hause bleibende Wache ist nicht nur eine Verdächtigung, sondern auch eine Entehrung für mich. Ich kann nicht auf die Gasse hinaustreten und meinen Mitbürgern verkünden: Man hat diese Wache nicht, um sich meiner Person zu versichern, in mein Haus gelegt, sondern um eines Verdachts gegen meine Verlobte willen."

„Der Herr Hofjuwelier spricht in einer Weise, die ganz darnach aussieht, als finde Er keinen Makel an der flüchtigen Person", entgegnete Flemming spöttisch.

„Eure Excellenz sprechen meine Ansicht aus. Ich pflege Niemand zu verurtheilen, von dessen wirklicher Schuld ich nicht überzeugt bin; Eure Excellenz prakticiren das Gegentheil. Diese Ueberzeugung deutet mir aber auch an, daß ich auf meines königlichen Herrn Gunst nicht länger vertrauen darf, weil ich keine Sicherung gegen irgend eine gesetzlose Vergewaltigung besitze, und ich glaube, daß, um dergleichen zu entgehen, es das Beste sein wird, wenn ich anderswo festen Grund und Boden zu gewinnen strebe, und ich denke, dies wird mir nicht gar so schwer fallen."

Es würde unmöglich gewesen sein, gegen den Generalfeldmarschall einen größern Trumpf auszuspielen, als der Hofjuwelier dies so eben gethan hatte. Flemming kannte den Stolz des Königs auf seinen berühmten Goldschmied und wußte, wie sehr dieser bei dem hohen Herrn in Gunst stand, er durfte es nicht darauf ankommen lassen, den König in seiner Vorliebe für denselben empfindlich zu berühren. Sein Project, die Cosel für immer zu entfernen, konnte sogar dabei scheitern. August's Charakter war zu unbeständig, und wer bürgte dafür, daß nicht Zwischenfälle sich einstellten, die sich jetzt noch gar nicht einmal denken

ließen? Flemming fand es daher gerathen, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, so widerlich ihm das auch war. Mit erkünsteltem Lachen rief er:

Herr, Er ist eine Pulvertonne, das muß ich ihm nachsagen. Wenn Er den Rock des Königs nicht in Seinem Hause sehen will, so kann ich Ihm den Gefallen wohl thun, die Wache zu entfernen; aber er bürgt mir dann auch für die Festhaltung Seiner Verlobten, wenn sie sich im Hause einfindet."

„Excellenz brauchen deshalb keine Sorge zu tragen."

Flemming verließ in sehr unwirscher Gemüthsverfassung das Haus und die Wache folgte ihm. In dieser Nacht kam kein Schlaf in des Hofjuweliers Augen, er hoffte auf Zephanja's Rückkehr; aber der Morgen kam und sie blieb aus. Jetzt konnte er nicht mehr zweifeln, daß der Verdacht Flemming's, sie habe das Document im Besitz, ein gerechtfertigter sei und Zephanja, in Furcht deswegen, nicht zurückkehre. Ein anderer Grund ihres Ausbleibens kam ihm nicht in den Sinn. Wo aber war sie hin? Dafür gab es auch nicht einmal eine Vermuthung.

Gegen Mittag kam der König. Er sah Dinglinger's niedergeschlagene Miene. „Wir haben da ein Räthsel vor uns, daß Ihm schwer zu schaffen macht, wie ich sehe", sprach er gütig. „Kann Er sich auf nichts besinnen,

was irgendwie als zur Erklärung dieses seltsamen Vorkommnisses dienlich zu betrachten sein dürfte?"

„Majestät, auf nichts, wie ich auch mein Gedächtniß mit Nachsinnen zermartere; ich finde nichts, gar nichts!"

„Ist in ihrer Wohnung Alles gründlich durchsucht worden?"

„Majestät, ich bin seit gestern Abend nicht mehr hinaufgekommen, wo in des Herrn Generalfeldmarschalls Flemming Gegenwart die Soldaten sich dieses Auftrags entledigten."

„Grenadiere scheinen mir wenig zur Ausführung solcher Aufgabe verwendbar zu sein, ein Angriff mit Bajonett und Kolben läßt ihnen jedenfalls besser", meinte der König. Nach einer Pause, in der er einigemal im Zimmer auf und nieder gegangen war, blieb er plötzlich vor dem Hofjuwelier stehen und sprach: „Dinglinger, höre Er!"

„Majestät!"

„Wir selbst wollen suchen, vielleicht sind wir glücklicher im Finden. Führe Er mich hinauf in Zephanja's Wohnung."

Bald darauf traten beide in diese ein.

Das Fehlen Zephanja's am Werkbret, an dem er, wenn er hinaufkam, sie sitzen zu sehen gewohnt war, machte einen höchst unangenehmen Eindruck auf Dinglinger. Es dünkte ihm nicht anders, als sie sei ihm plötzlich über Nacht

gestorben. Es war so still in der Wohnung, nicht einmal der Laut einer Thätigkeitsäußerung drang aus dem Hofe herauf, denn es war Mittagszeit und die Arbeiter waren ins Vorderhaus zu Tische gerufen worden. Eine Wehmuth bemächtigte sich des Mannes, die er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Alles grüßte ihn bekannt, er hatte es oft gesehen, und jetzt war es ein Nachlaß. Er erinnerte sich, daß sie mehrmals geäußert hatte, diese Wohnung sei ihr so lieb, so traulich anheimelnd geworden, daß sie ihn bitte, sie ihr auch für später zu lassen, und nun fehlte sie, die belebende Seele dieser kleinen stillen Räumlichkeit. Die von ihr selbst gearbeiteten Gipsmodelle standen auf den Bretern, ihre Zeichnungen lagen wie sonst auf dem Tische, an der Hinterwand hing die Laute, mit der sie, um sein Begehr zu erfüllen, einigemal den Vortrag spanischer Lieder begleitet hatte. Das war Alles vorhanden, nur sie nicht. Wo war sie?

Entweder war für den Fall einer Entdeckung, daß sie die Besitzerin jenes vom König eigenhändig der Gräfin Cosel ausgestellten Eheversprechens sei, Alles zu ihrer Flucht, zur Sicherung ihrer persönlichen Freiheit Nöthige im voraus veranstaltet gewesen oder es war ihr ein Unglück zugestoßen. Die letztere Annahme lag keineswegs außer dem Bereiche des Möglichen. Die Gassen der

kurfürstlichen Residenz, mehr als mangelhaft beleuchtet, gestatteten leicht eine finstere That an einem wehrlosen Weibe, zudem gab es noch nicht mit Häusern bestandene Plätze gerade genug, um ein Verbrechen zu begünstigen, und Zephanja kannte die Oertlichkeit viel zu wenig, um sich auf einem ihr gänzlich fremden Terrain, wohin sie vielleicht in der Angst ihres Herzens gerathen war, zurechtzufinden.

Dinglinger fand sich von der Möglichkeit dieses lebhaft in ihm aufsteigenden Gedankens zu sehr bedrückt, um eine desfallsige Aeußerung dem König zu verschweigen.

„Bilde Er sich nicht gleich das Schlimmste ein, ich hoffe im Gegentheil eine baldige Aufklärung dieses Räthsels", sprach der König; aber woher diese kommen sollte, davon schwieg er.

Sie hatten Alles durchsucht, nirgends war eine Spur dessen zu finden, worauf diese Durchschau gerichtet gewesen war. Sie standen beide am Werkbrete, auf dem sich noch die Lampe, das von Zephanja zuletzt gebrauchte Arbeitszeug, ja selbst der Becher befand, an welchem sie gerade gearbeitet hatte.

„Hier sind auch Fächer", bemerkte der König. „Hat Er hier schon gesucht?"

„Nein, Majestät. Diese wenigen Kästen dienen zur Bequemlichkeit des Arbeitenden, um dies oder jenes vom

Werkbret zu beseitigen oder für nächsten Gebrauch aufzubewahren."

Der König zog einige der Kästen auf. Sie enthielten kleine Werkzeuge, Blätter mit Zeichnungen und andere Nothwendigkeiten zur Arbeit. Plötzlich rief der König, als er das letzte Kästchen aufgezogen hatte: „Was ist das?"

Ein Blick des Hofjuweliers auf den betreffenden Gegenstand ließ ihn sofort denselben erkennen. Es war die kleine, Zephanja als Hinterlassenschaft ihrer Mutter nach ihres Onkels Tode übermittelte Schatulle. „Majestät, jetzt weiß ich's, daß ihr ein Unglück widerfahren ist!" sprach Dinglinger.

„Woher weiß Er das plötzlich?"

„Dies Kästchen, ein Meisterstück maurischer Kunstarbeit, war ihr Heiligthum. Es ist, wie sie mir sagte, ein Erbstück in der Familie ihrer Mutter gewesen. Wenn je der Gedanke an Flucht in ihre Seele gekommen wäre, früher oder auch erst gestern Abend, so würde sie bei Ausführung desselben dies Kästchen sicher nicht zurückgelassen haben. Ich sage das mit Ueberzeugung, denn ich weiß, wie sehr ihr Herz an diesem Erbstück hing. Es ist mein Ein und Alles, hat sie mir mehrmals gesagt und es inbrünstig geküßt. Und, Majestät, warum hätte sie auch flüchten sollen? Je mehr ich darüber nachdenke, desto

klarer erkenne ich, daß keine Nothwendigkeit sie dazu trieb. Wenn sie wirklich im Besitz eines ihr von Gräfin Cosel übergebenen Documents sich befunden, so war sie immer noch nicht so straffällig, um nur in der Flucht ihre Rettung zu finden. Unmöglich konnte ihr das als ein schweres Verbrechen angerechnet werden. Auch war Zephanja eine denkende Person, die sich nicht so leicht von einer sie überkommenden Angst beherrschen und kopflos machen ließ. Nur die brutale Weise ihrer Arretur auf Befehl Seiner Excellenz des Herrn Generalfeldmarschalls konnte Anlaß zu ihrer Flucht werden, und ihrer Angst, von den sie verfolgenden rohen Soldaten wieder ergriffen zu werden, ist es allein zuzuschreiben, daß sie, im Abenddunkel in den ihr unbekannten Gassen sich verirrend, einem Verbrecher zum Opfer gefallen ist. Arme Zephanja!"

Dieser Erklärung folgte ein längeres Schweigen, dann sagte der König mißbilligend: „Der Flemming ist ein ungestümer Mann, es ist nicht zu leugnen." Und wieder folgte eine Pause, die er mit den Worten aufhob: „Mir fällt ein, daß sie in den Besitz eines nach ihres Onkels Tode ihr von Paris durch meinen Gesandten übermittelten Erbtheils gelangte. Wie steht es damit?"

Der Hofjuwelier schlug sich vor die Stirn und rief: „Majestät, im Trubel der Angst habe ich dies außer Augen gelassen! Ich selbst that ja das Geld auf Zinsen für sie aus."

„Dann gewinnt die Ansicht, daß ihr ein Unglück widerfahren, allerdings die Oberhand.“

Jener fühlte sich so sehr von dieser Beistimmung erschüttert, daß er auf einen Sessel sich niederließ und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Ein peinliches Schweigen waltete zwischen beiden. Der König war ebenfalls tief ergriffen.

Sein planlos über die Plattform hinstreifender Blick kehrte zu dem Werkbret zurück und blieb auf der noch in dem herausgezogenen Schubfache stehenden Schatulle haften. Er nahm sie heraus und betrachtete sie aufmerksam, da sie seinen Sinn für Schönes wach rief; er bewunderte die feine eingelegte Silberarbeit als einen Beweis, wie hoch die Kunst unter dem Maurenvolke gestiegen war, um so Zierliches und Geschmackvolles zu schaffen.

Der Schlüssel befand sich im Schlosse der Schatulle. Der König hatte sie vor sich auf das Werkbret gestellt und sich auf den Schemel niedergelassen, der Zephanja beim Arbeiten als Sitz gedient hatte. Nachdem er aufgeschlossen und den Deckel zurückgelegt, fiel sein erster Blick auf die beiden Portraits auf Elfenbein in einfachen Goldrahmen.

Das weibliche Portrait zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Der in seinem Gesicht sich verrathende Eindruck dieses Anschauens war nicht nur der des höchsten

Erstaunens, sondern auch der einer in ihm erweckten beglückenden Erinnerung. Gleich einem leuchtend hervorbrechenden Sonnenstrahle kündete sich in seinen Zügen die freudige Ueberraschung eines unerwarteten Wiedererkennens.

Es war das feingemalte Brustbild eines jungen Weibes in einfacher spanischer Frauentracht. Das scharf geschnittene, aber dennoch liebliche Antlitz mit großem, lebhaft blickendem Augenpaar, kleinem Mund mit schwellenden, korallenrothen Lippen, freier Stirn und sanft gerötheten Wangen, welche dem etwas gebräunten Teint eine erhöhte Frische verliehen, trug einen Anflug des arabischen oder jüdischen Typus, welcher noch anschaulicher durch die dies Frauengesicht umgebende und zu Seiten des schlanken Halses auf den Schultern ruhende reiche, glänzend schwarze Lockenfülle hervortrat.

Die im Zimmer herrschende Stille begünstigte augenscheinlich des Beschauenden Eingehen in eine ihn der Gegenwart entrückende Erinnerung. Den Ellbogen auf den Pfeilnagel am Werkbret und die Stirn in die Hand gestützt, bemerkte er nicht, daß Dinglinger sich erhoben und hinter ihn getreten war. „Das sei ihrer Mutter Bild, hat sie mir gesagt", hörte ihn der König plötzlich sprechen.

„Ihrer Mutter?"

„Und das männliche Portrait stelle ihren Onkel dar. Die beiden Portraits seien frappant ähnlich.“

König August schenkte dem männlichen Brustbild kaum einen Blick. Der hinter ihm Stehende bemerkte nicht daß seines königlichen Herrn Lippen sich bewegten, als ginge ein lautloser Name über sie. Nach einer Weile bemerkte der Hofjuwelier, auf die Schatulle deutend:

„Das hier innen stehende Kästchen enthält einige Schmuckgegenstände aus maurischer Zeit, sehr schön gearbeitet.“

Der König legte das Frauenportrait beiseite und betrachtete den in gleicher Art wie die Schatulle selbst mit Silberarabesken reich ausgelegten, flach aufliegenden Deckel des Kästchens. An zwei Seiten des letztern selbst ragten ein paar flache Silberösen hervor, welche zu dessen Herausheben aus der Schatulle dienten, in die es so genau hineinpaßte, daß auch nicht die Schneide eines Messers zwischen die enganschließenden Wände hätte eindringen können. Der Inhalt dieses kleinen zierlichen Behältnisses ließ über seine Herkunft durchaus keinen Zweifel aufkommen. Die Halbmond- und Sternform der Steinfassung der Ringe und der Brosche deutete auf jene lange schon entschwundene Zeit maurischer Herrschaft. Der König widmete ihnen diejenige Aufmerksamkeit, welche man Alterthümern erweist.

„Im Gegensatz zu diesen immerhin werthvollen Ringen werden Eure Majestät auch einen ganz unscheinbaren Goldreif mit Kapsel finden, den kein maurischer Goldschmied gearbeitet hat, denn er trägt eine eingravirte französische Devise und, was das Sonderbarste ist, ein eingestanztes Zeichen, das fast aussieht wie die zwei gekreuzten kursächsischen Schwerter in Eurer Majestät Wappen."

„Ha, dieser Ring!" rief der König überrascht aus, ihn vor sich hinhaltend.

Dinglinger, welcher, da er hinter dem König stand, den Ausdruck höchsten, fast schreckhaften Erstaunens in dessen Gesicht nicht sehen konnte, deutete dessen Ausruf dahin, daß der hohe Herr verwundert sei, ein so geringen Werth habendes Object unter so werthvollen zu finden. Erklärend sagte er:

„Für seine Besitzerin mag der Ring jedenfalls einen Werth gehabt haben und entsinne ich mich, daß Zephanja mir sagte, sie habe gesehen, daß ihre Mutter ihn recht inbrünstig an die Lippen gedrückt habe. Ursprünglich hat er aber nicht in das Schmuckkästchen gehört, das kann man sich denken."

König August ließ als Antwort ein vieldeutiges „Hm!" hören und zeigte sich nachsinnend.

„Da liegt noch' etwas", bemerkte der Hofjuwelier, hinter

dem König heror ans Werkbret tretend und in die Schatulle blickend.

„Was?“

„Ich weiß es nicht, Zephanja hat nichts davon erwähnt.“

Der König nahm das schon erwähnte kleine, aber durch die Länge der Zeit in seinem Prachteinband stark unscheinbar gewordene Buch, dessen Pergamentblätter nur noch lose zusammenhingen und dessen buntgemalte und theilweise goldene Inschriften bedeutend verblichen sich zeigten, heraus. „Eine Art Koran oder ein ähnliches Buch“, sagte er, die Schriftzeichen auf den Pergamentblättern betrachtend. „Ich entsinne mich, in der Sammlung türkischer Trophäen, welche meinem höchstseligen Herrn Vater bei der Befreiung Wiens von den belagernden Schaaren der Moslems zufielen, ein ganz ähnliches Buch gesehen zu haben. Für uns ist es eine nicht zu deutende Hieroglyphe.“

Indem er das Buch wieder hineinlegen wollte, gewahrte er ein Papier auf dem Boden der Schatulle. Er zog dasselbe heraus und fand, daß es nicht blos eine einfache, vielleicht zum Schutz des einst seinem Besitzer gewiß als eine heilige Reliquie dienenden Buches gegen etwaige Reibung vorsorglich hineingelegte Papierunterlage sei, sondern ein vollständig zusammengefaltetes

Schreiben, dessen Brüche sich durch die Länge der Zeit so fest auf einander gepreßt hatten, daß es großer Vorsicht bedurfte, sie auseinander zu bringen, ohne das dünne, mürbe Papier zu zerreißen. Es war ein auf drei Seiten eng beschriebener Bogen, dessen zierliche, kleine Schrift jedenfalls von einer Frauenhand herrührte. Die Dinte zeigte sich verblaßt, an manchen Stellen sogar so verlöscht, daß nur ein gelblicher Fleck geblieben war. „Ein Schreiben in spanischer Sprache", sagte der König.

„Verstehen Eure Majestät Spanisch?"

„Nein, ein paar Worte höchstens. Da kann man nicht vom Verstehen einer Sprache reden. Die Ueberschrift kann ich ungefähr deuten: An meine geliebte Tochter Zephanja."

„An Zephanja", wiederholte der Hofjuwelier vor sich hin.

Nach einer Weile, in welcher König August vor sich hinsann, als ob ihn angelegentlichst ein Gedanke beschäftige, wendete er sich zu jenem mit den Worten: „Ich werde das Kästchen und seinen Inhalt an mich nehmen, er interessirt mich."

„Wie Eure Majestät wünschen."

Das in der Stadt sich verbreitende Gerücht von dem spurlosen Verschwinden der Braut des Hofjuweliers fand

wenige Tage später eine Vervollständigung dahin, daß die Ansicht Platz griff, sie sei das Opfer eines Verbrechens geworden. Man wollte sogar wissen, Seine Majestät der König habe einen Preis auf die Entdeckung desselben ausgesetzt und werde derselbe nur deshalb nicht publicirt, um den oder die Uebelthäter nicht zur Vorsicht anzuspornen.

Zweites Kapitel.

Die Dämmerung breitete ihre ersten Schleier über das Elbthal, als ein Reiter auf einem stattlichen Schweißfuchs, Mann und Roß mit Staub bedeckt, langsam auf der Freiberger Straße der kurfürstlichen Residenzstadt Dresden zuritt. Die Sonnenhitze war den Tag über groß gewesen, sodaß der mildere Abendhauch zur Wohlthat für Jeden wurde, den sein Gewerbe genöthigt hatte, die Tagesstunden nicht ungenutzt vorübergehen zu lassen. So kräftig der Schweißfuchs auch war, so sah man's ihm doch an, daß er sehr ermüdet sein mußte, denn sein Gang war langsam, der Reiter und der hinter demselben aufgeschnallte volle Mantelsack, welche bei kleiner Tour für das starke, rüstige Thier eine kaum merkbare Last zu nennen waren, schienen ihm wirklich zur hart drückenden

geworden zu sein, es ließ den Kopf hängen und gab so das untrüglichste Zeichen von Ermattung.

Am Freiberger Schlage hatte der Reiter das über jeden einpassirenden Fremden verhangene Examen zu bestehen, eine Umständlichkeit, die zu jener Zeit mit einem großen Ernste betrieben wurde. Der Wachtcommandant notirte mit feierlicher Miene die ihm gemachten Angaben: Johannes Gruner, Handelsreisender für Firma Jakob Wirth in Augsburg.

„Und wo wird der Herr einkehren?"

„Man hat mir das Trompeterschlößchen am See empfohlen."

In diesem Moment schüttelte sich der Schweißfuchs und jener sagte lachend: „Ich glaub's, daß es dich schauert, armes Vieh! Das ist noch ein schönes Stück Weg für deine müden Knochen."

Ein auf der Bank vor der Thorschreiberei sitzender Bürger meinte: „Wenn der Herr nicht gerade hin muß, möchte ich ihm den Palmbaum oder die Schnecke anrathen."

„Der Palmbaum ist eine Fuhrmannskneipe, das ist kein reputirlicher Ort für den Herrn", verbesserte der Wachtcommandant. „Da ist die Schnecke an der Weißeritz doch weit eher passend. Er wird dort gut aufgehoben sein."

„Mehr verlange ich auch nicht", stimmte der Reiter bei. „Also entscheide ich mich für die Schnecke. Beschreibe Er mir den Weg."

„Ist nicht nöthig, ich muß auf dem Nachhauseweg an der Schnecke vorüber, kann den Herrn also hinbringen." Der auf der Bank Sitzende hatte sich erhoben und nach einigen Abschiedsworten gegen den Thorbeamten sagte er, zu dem Reiter gewendet: „Wenn's Ihm beliebt, Herr ich bin zum Gehen fertig."

Wie das sich so zu machen pflegt, kamen der zu Roß und sein Führer unterwegs mit einander ins Reden und der letztere fragte: „Der Herr ist also zum ersten Mal in unserer kurfürstlichen Residenzstadt?"

„So ist es."

„Ich denke, 's wird Ihm hier gefallen. An Kurzweil fehlt's bei uns gerade nicht, und wenn Er längere Zeit hier bleiben sollte —"

„Einige Tage nur", fiel ihm der Reiter ins Wort. „Sobald meine Geschäfte abgemacht sind, geht's wieder weiter."

„Das ist ein Schade für Ihn. Na, wenn's aber nicht anders geht, muß Er die Zeit möglichst zusammennehmen. Sieht der Herr, hier ist der Palmbaum, von dem ich redete."

Eine zusammengefahrene Wagenburg von hochbepackten

Frachtwagen stand vor dem Hause und des Lärmens war gerade genug, denn Manche legten die Gespanne vor, um in der Nacht der Kühle wegen zu fahren, Andere luden Tonnen, Fässer, Kisten und Säcke ab, um heute Abend noch damit zu Stande zu kommen, denn wenn der morgende Tag wieder so heiß wurde, ward die Arbeit doppelt sauer.

„Die Schnecke ist also keine solche Fuhrmannseinkehr?“ fragte der Reiter.

„Nein, habe der Herr keine Angst davor. Wir haben nicht mehr weit, was Seinem Schweißfuchs sehr lieb sein wird.“

„Ich mein's auch. Das Reisen zu Pferd hat sein Gutes, aber auch viel Unangenehmes. Man ist in immerwährender Angst um sein Thier, und das hat mich zu dem Entschluß getrieben, von hier aus Fahrgelegenheit zu nehmen und den Schweißfuchs zu verkaufen.“

„So?“ Nach einer Weile sagte der Fußgänger: „Kann ich dem Herrn vielleicht dienen? Bin mit einem Roßtäuscher bekannt, der ein ganz respectabler Mann ist.“

„Bin's zufrieden. Er weiß ja, wo ich zu finden sein werde.“

Sie hatten die Schnecke erreicht. Es war unterdeß ziemlich düster geworden. „Danke dem Herrn für seine Freundlichkeit“, sagte der Reiter, „und 's bleibt bei dem,

was wir wegen des Schweißfuchses besprochen haben. Der Hausknecht soll Ihm, wenn ich gerade abwesend bin das Pferd vorführen und das Weitere wird dann zwischen uns mündlich abzumachen sein. Des Abends werde ich jedesmal zu Hause sein."

Nachdem der stramm gepackte Mantelsack abgeschnallt war, erschien der Wirthssohn mit Licht in der Thür des Wohnhauses, um den Ankömmling in eine der im Obergeschoß befindlichen Stuben für Fremde zu führen. Der Voranleuchtende, welcher den wuchtigen Mantelsack auf die Schulter genommen, bemerkte nicht, daß der ihm Folgende ein scharfes Augenmerk auf die Oertlichkeit richtete, die er passiren mußte.

Sie bestand in einem kurzen, aus dem Hofe an der Kellerthür vorbeiführenden Gange nach der Treppe im Flur, der im Scheine des Lichtes außer der Hausthür zu beiden Seiten Zimmerthüren zeigte. Unweit der etwas vorspringenden und mit hölzernem Geländer versehenen Treppe gestattete eine offenstehende Thür den Einblick in die von einer Lampe erleuchtete Küche.

Als der Reisende Besitz von der ihm angewiesenen zweifenstrigen Stube genommen, das ihm heraufgebrachte Abendessen verzehrt und es für heute abgelehnt hatte, in die Gaststube hinunterzukommen, weil er müde sei, untersuchte er die äußere Oertlichkeit seiner Wohnung.

Diese Umschau nahm ebenso wenig Zeit in Anspruch als die im untern Theil des Hauses. Aus seiner Stube tretend, stand er in einem Gange zwischen zwei Reihen mit Nummern bezeichneter Fremdenstuben, an dessen Ende ein Fenster sich befand, um das Tageslicht einzulassen. Obwohl es jetzt dunkel war, so erkannte der Hinausschauende doch, daß hier das Haus von einer Plankeneinfriedigung, welche einen schmalen Hof ausmachte, begrenzt wurde. Ein Schuppen und aufgeschichtetes Holz und Balken deuteten an, daß es ein zu Scharwerksarbeiten benutzter Raum sei.

„Für den Nothfall", sagte der Fremde zu sich, in sein Zimmer zurückgehend.

Die Tageshitze hatte das mit Schindeln gedeckte Haus stark durchzogen und machte die Oeffnung der beiden Fenster nöthig. Es zog kühl von unten herauf und ganz leises Rauschen bestätigte die Vermuthung des Hinausschauenden, daß die Weißeritz am Hause vorüberfließe. Sehen konnte er das Wasser nicht, dazu war es zu dunkel. Gegenüber befand sich kein Gebäude.

Dieser Umstand war ihm ungemein lieb, denn er vergewisserte ihn, daß er bei der Beschäftigung, die er sogleich vornahm, gänzlich unbeachtet sein werde. Und welche Beschäftigung war dies? Keine andere als das Auspacken des Mantelsacks. Mit der Neugier, wie man sie bei

Dingen äußert, die man nie gesehen hat, nahm der Fremde Stück für Stück aus dem Mantelsack heraus. Es waren Wäsche und Kleidungsstücke. Letztere probirte er auf seinen Körper und fand sie zu seinem größten Vergnügen vollkommen passend; selbst Schnallenschuhe fehlten nicht. Ein Paquet Briefe, mit einem Faden Garn zusammengebunden, deutete auf eine ausgebreitete Correspondenz. Das letzte Stück, ein fest zusammengeschnürter Lederbeutel, dessen Oeffnen ihm Mühe machte, belohnte diese überreich, denn er fand als Inhalt mehrere Rollen Gold- und eine Zahl harter Guldenstücke darin. Sofort machte er sich ans Ausrechnen und brachte eine Summe von über fünfhundert Thalern heraus.

„Doch einmal eine Erbschaft, die mich wieder in die Höhe bringt, 's war auch die höchste Zeit", sagte er zu sich vergnügt. „Hätte ja betteln gehen müssen, war rattenkahl ausgebeutelt — das Spiel hatte mich schändlich im Stich gelassen."

Nachdem er sich dem Vergnügen überlassen, sich im Besitz von so viel Geld zu wissen, nahm er das Paquet Briefe her und begann sie einzeln mit großer Aufmerksamkeit durchzulesen. „Muß dem Burschen ordentlich dankbar sein, daß er so vorsorglich seine Briefschaften zusammengehalten", redete er in bester Laune, sie wieder zusammenbindend. „Wer sollte in mir nicht den Johannes

Gruner von Augsburg sehen! Kenne ja dessen ganze Familiensippschaft nun von A bis Z.!"

Nachdem er so von Allem Kenntniß genommen, verschloß er mit Ausnahme von einigen Wäsch- und Kleidungsstücken Alles wieder in den Mantelsack Eine dicke Brieftasche, die er in der Brusttasche seines Rockes trug, kam nun an die Reihe des Geprüftwerdens.

Sehr befriedigt von dem sich ergebenden Resultate, sprach er heiter zu sich:

„Bin ich so glücklich, die Gelder alle einzukassiren, so habe ich im Umsehen ein Vermögen von über fünfzehnhundert Thalern, und dann kann ich drauf drücken, daß mir Fortuna im Spiel wieder günstig sein muß. Welch ein gelungener Steinwurf! Hahaha!"

Indeß die Natur überwältigte allmälig die Aufregung, in der er sich befand. Müde von dem scharfen Ritt in der Tageshitze, lehnte er sich in dem Kanapee zurück und nach kurzer Zeit fielen ihm die Augen zu. Bald schlummerte er fest ein. Das Licht, immer düsterer brennend, warf einen matten Schein auf sein Gesicht. Letzteres ließ deutlich erkennen, daß der Mann früher vollen Anspruch auf die Bezeichnung schön habe machen können. Die gerötheten Wangen gaben demselben jetzt noch den Anhauch blühender Jugend. Er war eine schlanke Mittelfigur, ein noch junger Mann im Anfang der dreißiger

Jahre. Die Ruhe, welche jetzt von ihm Besitz genommen, wich jedoch allmälig einer Aufregung, die sehr bald sich in zuckenden Bewegungen, im Zusammenballen der Hände, zuweilen auch im Vor- und Rückwärtssetzen des einen oder des andern Fußes, vorzüglich aber in dem immer stärker werdenden Mienenspiele kund gab.

Es mußte ein in außerordentlich lebhaften Farben auftretendes Traumbild, entsprungen der Erinnerung an ein wirkliches Erlebniß, sein, welches diesen so sehr beschäftigte, daß er sich den Körper vollkommen unterthänig machen und sogar in Worten davon Kunde geben konnte. War auch das, was seine Lippen aussprachen, anfangs so leise, daß es selbst für ein sehr aufmerksames Ohr kaum verständlich erschienen wäre, so wuchs doch nach und nach die Verständlichkeit seines Sprechens im schlafenden Zustande so sehr, daß die Worte wie von einer sehr heisern Stimme mühsam gesprochen klangen.

„König! Wie viel? Zehn Gulden stehen, wer hält noch mit? Niemand mehr? Zehn Gulden! König verliert! Aß! Was soll stehen? Fünfzehn Gulden, Niemand mehr? Fünfzehn Gulden — noch drei — achtzehn Gulden! Aß verliert! Dame! Wer hält noch mit? Zwanzig Gulden — zwanzig Gulden! Noch fünf — fünfundzwanzig Gulden! Dame verliert!"

Eine Pause folgte. Der Schlafende reckte sich, es

schien, als höre er einer Rede zu. Plötzlich rief er: „Was, Herr, was? Ich ein Schurke, ein falscher Spieler?"

Den raschen Bewegungen seiner Arme nach zu schließen, die so aussahen, als wollte er auf ihn Eindringende oder Losschlagende von sich abhalten, mußte sich seinem Geiste das Bild eines heftigen Kampfes vergegenwärtigen. Sie minderten sich allmälig, sein Kopf fiel wie müde auf die Schulter, seine Arme sanken schlaff am Körper herab, seine Athemzüge gingen nur schwach, die vor wenig Sekunden wie vor Wuth und Schmerz sich verzerrenden Gesichtszüge spannten sich sichtbar ab. Der Schlummernde bot das Bild eines in vollständige Bewußtlosigkeit Versunkenen.

Eine Weile verging dem Schläfer in diesem lethargischen Zustande, dann zeigten sich abermals Spuren neuer geistiger Thätigkeit an ihm. Er richtete den Kopf auf, langsam hob sich seine Rechte nach dem Nacken, als ob er da einen Schmerz empfinde, ein schwerer Athemzug entrang sich seinem Munde. „Nacht, Nacht über mir, um mich!" stöhnte er. „Sie haben mich auf die Straße geworfen, ich muß fliehen — fort, fort von hier!"

An diesen Ausdruck der Erkenntniß seiner Lage schloß sich jedenfalls das Phantasiegebilde der Flucht und sprach sich in einer ununterbrochenen Bewegung seiner Füße aus, als befänden sie sich im raschen Gange. Obwohl sein

Körper nicht um ein Haar breit aus der ruhenden Stellung auf dem Kanapee wich, so gab sich doch eine gewisse Regbarkeit desselben kund, ein leises Bewegen, das mit dem der Füße übereinstimmte. Seine Gesicht röthete sich, das Athmen zeigte sich beschleunigt, wie bei einem auf raschen Marsch Begriffenen. Nach und nach minderte sich indeß diese Beweglichkeit und hörte bald ganz auf.

„Müde, müde — ruhen — der Tag bricht an.“ Diese ziemlich deutlich gesprochenen Worte gingen einem Zustand von Ruhe voraus, der nun eintrat.

Täuschender hätte die Ruhe eines traumlos Schlummernden nicht sein können als die seine, nicht das geringste Zucken gab sich an ihm kund. Plötzlich schien er jedoch in seiner Traumruhe wie von einem Geräusch aufgestört zu sein, neue Beweglichkeit machte sich bemerkbar an ihm. Sein Kopf hob sich, als wolle er mit den geschlossenen Augen die Ursache des Geräusches erspähen. Das neue vor ihm sich entfaltende Traumbild gewann schnell Bedeutung und Leben.

„Ein Reiter“, murmelte er, „biegt in den Hohlweg ein.“ Sichtbar wuchs die Spannung seiner Züge, sein Kopf neigte sich nach vorn, sein Hals schien sich zu verlängern. „Das ist er, das —“ Mit beiden Händen griff er auf dem Kanapeesitz um sich, dann die Linke, mit

deren Fingern er einen Gegenstand zu umspannen schien, erhebend, neigte er Hals und Kopf noch weiter vor.

Eine schwingende Bewegung dieser Hand, und deren Finger schlossen sich sofort, als sei das, was sie umspannt hatten, ihnen entschlüpft. „Getroffen!" — die heisere Stimme des Träumenden klang wie Jubel — „er ist vom Rosse gestürzt." Nun gerieth der Schläfer in gewaltige Aufregung. „Hinunter! Hinunter!" ging's über seine Lippen, und mit den Händen arbeitend, als müsse er Gesträuch und Gestrüpp beseitigen, wendete er den Körper bald rechts, bald links.

Lebhaft auf dem Gange vor dem Zimmer erschallende Stimmen rissen den von seinem Traumbild ganz und gar Umgarnten gewaltsam aus dem Schlummer; aber er war noch so sehr von dem lebhaften Traum befangen, daß er sich nicht gleich davon befreien konnte, sondern vor sich hinmurmelte: „Da liegt er mit zerschmetterter Schläfe."

In dem Gange draußen ließ sich die sehr hörbare Stimme der Schnecke-Wirthin in Folgendem vernehmen: „Sie glaubt's nicht, Jungfer Malchen, was mir das für Freude macht, so liebe Landsleute in meinem Hause zu wissen. Habe für Sie und für den Herrn Vater meine besten Stuben bestimmt, weil Ihr doch ein paar Wochen werdet hier wohnen bleiben müssen, und da möchte ich's Euch gern so gastlich wie möglich machen."

„Ich finde Sie ganz so, wie der Herr Vater mir Sie geschildert hat, so gut und so freundlich, und wenn die Leute in hiesiger kurfürstlicher Residenz nur halb so sind wie Sie, da muß es sich schon ganz fürtrefflich hier leben lassen."

„Da habe Sie keine Sorge, Ihr wird's hier schon gut gefallen. Morgen soll mein August mit Ihrem Herrn Vater an einige Orte gehen, wo ich denke, daß passende Quartiere für Sie sind. Und wenn sich ein solches gefunden, soll sogleich der Bote fort, daß Ihr Bruder, der Mosje Ruprecht, mit dem Frachtwagen nachkommt."

„Wird sich der Bruder Ruprecht nach dem Boten sehnen! Sie glaubt's nicht, was der unserm Städtel gram ist."

„Ja, wer jahrelang in so großen Orten gewesen ist, wie der Mosje Ruprecht, der ist an einen andern Ton gewöhnt. Apropos, Jungfer Malchen, sei Sie aber ganz aufrichtig, wie hat Ihr denn bei Ihrer Frau Base die Jungfer Else gefallen?"

„I nu, ganz gut. Von vielen Umständen ist sie gerade nicht, aber das —"

Diese Unterhaltung fand für das Ohr des Fremden ihren Abschluß, indem eine Thür der jenseitigen Fremdenstubenreihe zugemacht wurde, die beiden Sprechenden also eingetreten waren. Wenige Minuten später ließen

sich die Tritte zweier Männer auf der Treppe hören. Der eine sagte mit einer etwas schlarrenden Stimme: „Ich seh's mit Vergnügen kommen, daß Er, mein lieber Mosje August, mit meinem Ruprecht seelensfreund wird. Am Ruprecht wird Er seine Freude haben. Der weiß zu erzählen von Paris, Wien, Frankfurt am Main, daß es eine Lust ist, ihm zuzuhören."

„Freue mich schon auf seine Bekanntschaft, und der Jürg, mein Schulkamerad und guter Freund, freut sich auch. Für jetzt aber wohl zu schlafen. Die Thür da führt in Sein Zimmer, höre meine Frau Mutter drin mit Seiner liebwerthesten Jungfer Tochter sprechen. Ginge gern mit hinein, muß aber in die Gaststube hinunter, man kann die Dienstleute nicht allein lassen."

„Recht so, Mosje August, immer auf dem Damm sein im Geschäft. Da kommt man vorwärts. Habe Er also gute Nacht."

Nach einem halben Stündchen herrschte die tiefste Ruhe im Hause, der dumpfe, aber weit durch die nächtliche Stille dringende Hornruf des Wächters verkündete den Schluß des Tagewerks. Frau Rasmus indeß hatte nicht im Sinne, Feierabend zu machen, ohne ein für Mütter höchst wichtiges Kapitel — das der Verheirathung — mit ihrem Sohne verhandelt zu haben. Ohnehin mit einer trefflichen Suada ausgerüstet, schlug bei dieser

sie sehr beschäftigenden Angelegenheit ihre Sprechfertigkeit ungemein hohe Wellen, indem sie ihrem herzlieben August zu beweisen suchte, daß die Partie mit des Herrn Hofschneiders Tochter für ihn eine sehr annehmbare und erwünschte sein müsse, denn wie sie gesprächsweise von deren Vater selbst gehört habe, sei Jungfer Malchen eine Dreitausendthalerpartie; so viel nämlich wolle er ihr mitgeben, wenn sie sich verheirathe.

„Und hübsch ist Jungfer Malchen auch, also greif' zu, August, jetzt hast Du's noch in der Hand, jetzt ist sie noch ganz frei. Habe, um das herauszukriegen, auf den Busch bei ihr geklopft und weiß es ganz gewiß, daß sie bis jetzt noch nicht ans Heirathen gedacht hat. Das ist was werth, mein Sohn."

„Ja, dreitausend Thaler", antwortete jener lachend.

„Ist das etwa ein Pappenstiel?"

„Bewahre, Frau Mutter, 's ist 'n schönes Sümmchen. Na, wir wollen sehen, 's will Alles seine Wege und vor allen Dingen das Schlafengehen, denn ich bin heute todmüde."

Somit war dieser mütterliche Fingerzeig als fruchttragendes Samenkorn in August's Denken gelegt und Frau Rasmus gab sich der Hoffnung hin, ihren Wunsch mit der Zeit in Erfüllung gehen zu sehen, denn der August hätte ja keine Augen im Kopfe haben müssen,

wenn er der hübschen Dreitausendthalerpartie sich nicht bei Zeiten hätte versichern wollen, und was ihrem Mutterherzen sehr zur Beruhigung diente, beruhte in der Ueberzeugung, daß ihr Herzenssohn ein sehr guter Rechner sei.

Der August hatte die Gaststube verlassen, die von innen von seiner Mutter verriegelt wurde. Dann trat sie in den Verschlag, das Nebenstübchen, um durch die Küche, die ebenfalls von ihr stets selbst verschlossen wurde, in ihre Schlafstube zu gehen.

Mit Ueberraschung sah sie ihren Mann bei der Küchenlampe an einem Tisch sitzen und in der aufgeschlagenen Bibel lesen. Zu seinen Füßen auf einem niedrigen Bänkchen saß, den Kopf an seine Kniee gelehnt, Fiekchen und schlief. Schwerer Zorn über diese ihr sehr nutzlos scheinende Vergeudung des Brennöls trat in das Gesicht der Frau und mit hartem Tone fuhr sie ihn an: „Was soll das? Wer hat Dir erlaubt, bei nächtlicher Zeit Dich hierher zu setzen und zu lesen? Dazu ist am Tage Zeit genug, und was Du liesest, schafft weder Dir noch einem Andern Nutzen. Hörst Du nicht, Rasmus? Das Buch zu, sage ich!"

Da der Angeredete sie gar nicht zu beachten schien, stieg ihr Aerger dermaßen, daß sie ihm das Buch wegreißen und ihn auf diese Weise zwingen wollte, ihren

Befehl zu respectiren. Indeß ihr guter Wille gelangte nicht zur Ausführung; Rasmus griff so fest zu, als seine Frau das Bibelbuch ihm wegreißen wollte, daß seine Finger sich um ihr Handgelenk wie ein hart umschließendes Band legten und die Frau, erschreckt von dieser Aeußerung eines Widerstandes und einer Kraft, deren sie ihn gar nicht fähig gehalten, laut aufschrie.

„Bist Du ganz verrückt geworden, Rasmus?“ zürnte die Frau. „Laß los, laß los! Du zerbrichst mir das Handgelenk.“

„Es wäre eben nur ein Handgelenk, Du aber hast mich zerbrochen. Du hast dasselbe an mir gethan, was der Psalmist vom Gottlosen sagt: Er zerschläget und drücket nieder und stößet zu Boden den Armen mit Gewalt. Und so hast Du mich zerschlagen, niedergedrückt und mich zu Boden gestoßen. Du bist die böse Schlange gewesen, die mir Gift in die Seele geflößt hat, daß ich elend geworden bin, wie einer nur je werden kann.“

Frau Rasmus verlor die Geistesgegenwart so ganz und gar, daß sie den Sprechenden, der in ihren Augen seit Jahren schon eine unnütze Null war, mit Blicken des Entsetzens anstarrte, im Zweifel, ob sie ihn für ganz übergeschnappt oder für zurechnungsfähig halten solle. Und doch schien Letzteres der Fall zu sein. Seit ein paar

Monaten hatte der Mann dem Trunke entsagt, obwohl er nicht von seinem scheuen und seltsamen Wesen gelassen und ganz das Bild eines Blödsinnigen gewährte, dessen Geisteskraft zu schwach ist, um geordnet zu denken und ihn beschäftigende Gedanken festzuhalten. Nur selten noch erschien er in der Gaststube und dann nur für kurze Minuten. Sein vom frühern Trunke verwüstetes Gesicht hatte die brandrothe Färbung, das Aufgedunsene verloren, es sah gelblich welk aus. Es waren Wochen vorübergegangen, ohne daß er von seiner Frau beachtet worden war, jetzt auf einmal kam er ihr ganz verändert vor. Sein Gesicht zeigte eine Spannkraft in den Muskeln, wie ihr eine solche ganz fremd bei ihm erschien, denn selbst in seinen guten, gesunden Tagen hatte sie dergleichen nicht an ihm bemerkt.

Indeß schien der Frau zur Ableitung ihres Schrecks ein ihr passend erscheinender Ableiter zu kommen, als Fiekchen, die sie bisher gar nicht bemerkt hatte, sich von dem Fußbänkchen zu Füßen des Vaters aufrichtete und, die Mutter erblickend, in Angst schnell aufstehen wollte.

„Ist der kleine Balg auch noch hier?" rief sie und griff mit der freien Hand nach dem Kopfe des Mädchens, um demselben einen empfindlichen Schlag zu geben. Indeß diese Stunde war keine glückliche für sie.

Ehe sie noch das Kind bei den Haaren fest erfassen konnte, hatte Rasmus auch ihr anderes Handgelenk ergriffen und seine Finger mit solchem Nachdruck um dasselbe gepreßt, daß die Adern ihres Unterarms in einigen Sekunden wie blutstrotzend aufschwollen. Ohne auf den Versuch der Frau, sich den eisernen Klammern zu entziehen, die sie völlig in des Mannes Hand gaben, zu achten, sprach Rasmus zu seinem Töchterchen:

„Geh, mein Fiekchen, geh zu Bette, vergiß Dein Nachtgebet nicht und schlafe wohl."

„Gute Nacht!" sagte die Kleine leise und schüchtern und eilte zur Küche hinaus.

Rasmus ließ, sobald sein Kind fort war, die Frau los. Diese war schwer ergrimmt, daß er es gewagt hatte, die Kleine in seinen Schutz zu nehmen und zwar unter so erschwerenden Umständen, welche dem Mädchen die mütterliche Oberherrschaft sehr zweifelhaft erscheinen lassen mußten.

„Nun, das lobe ich mir, das lobe ich mir!" sprudelte die Frau giftig. „Also Du willst den Herrn spielen, Du? Willst mich in meines Kindes Augen zum Gespötte machen? Das wäre mir recht. Sollst am längsten im Hause gewesen sein; es gibt schon noch Orte, wo sie mit Verrückten auf eine Weise umzugehen verstehen, die ganz geeignet ist, sie zum Gehorsam zu brin-

gen. Du sollst doch keine Woche länger hier Dein Brod essen, Du unnützer Mensch! Das sage ich Dir! Der Spaß von heut Abend bricht Dir den Hals."

Sie wollte fort, Rasmus hielt sie am Arme zurück.

„Laß los, Verrückter! Soll ich um Hülfe schreien?"

„Wie Du willst, ich hindere Dich nicht daran", sagte der Mann sich erhebend. „Es ist mir gleich, ob das, was ich Dir zu sagen habe, die Leute mit hören, oder ob Du es allein hörst. Wie ein Tag kommt, wo die Todten auferstehen und der Herr der Heerschaaren zu Gerichte sitzt und lohnt und verdammt, so ist auch für mich der Tag der Offenbarung des großen, auf mir lastenden Verbrechens gekommen und die Leute sollen's erfahren, wer die Schlange war, die mich dazu angetrieben, und wie sie sich des Sündenlohns, den ich mit meiner Seelenruhe erworben, sich insgeheim bemächtigt hat."

Diese Rede fiel so schwer wie ein über ihrem Haupte zusammenbrechender Berg auf die Frau nieder, daß sie kein Wort der Entgegnung fand und ihn mit Blicken des Entsetzens anstarrte, als sähe sie ein Gespenst vor sich. Wie willenlos geworden, ließ sie sich von dem Mann auf einen Sessel niederdrücken. Draußen herrschte tiefe Stille, die Nacht behauptete ihr Recht, sie breitete ernstes Schweigen über Stadt und Land. Und Rasmus reckte sich wie einer, der zum Kampfe gehen will und

die Kraft seiner Arme versucht, indem er sie ausstreckt und rasch wieder zurückzieht. Dann hob er an:

„Denn Egypten ist nichts und ihr Helfer ist vergeblich. Darum predige ich davon also: die Rahab wird stille dazu sitzen. So gehe nun hin und schreibe es ihnen vor auf eine Tafel und zeichne es in ein Buch, daß es bleibe für und für ewiglich.“ Nach kurzer Pause redete er weiter:

„Ich war ein glücklicher Mann und heiter war ich und fröhlich, denn hatte ich auch nur wenig, so war ich doch zufrieden. Und warum hätte ich es nicht sein sollen? Hatte mir Gott doch zwei Kinder gegeben, beide gesund und kräftig, an denen ich Freude hatte, große Freude. Freilich war ich nur ein Diener und der Lohn ging, wie er kam, aus der Hand in den Mund. Da tratest Du an mich heran und rechnetest mir vor, wie armselig wir wären, und sporntest mich an, mich um mehr Verdienst zu kümmern. Mit jedem Tage brachtest Du diese Klage, und wie ein Tropfen, unablässig niederfallend, einen Stein aushöhlt, so geschah's endlich auch mir. Deine täglich sich wiederholende Rede schlich sich wie Gift in meine Seele ein, mit meiner Heiterkeit war's aus und ich sann und sann, wie's möglich sei, mehr Geld zu erwerben. Ich fand aber nichts, was mich dies Ziel hätte erreichen lassen.“

Die Frau schaltete in ihrer harten, heftigen Weise ein: „Ich denke doch, jede andere Frau hätte auch nicht dazu geschwiegen, daß es nur mit genauer Noth auslangte."

„Höre weiter und vergiß nicht, daß es im Propheten heißt: die Rahab wird stille dazu sitzen. Ich bin eben daran, es auf eine Tafel zu schreiben und in ein Buch einzuzeichnen, daß es bleibe für und für ewiglich."

Das Wesen des Mannes zeigte eine ruhige Energie, die so sehr abweichend von seinem frühern Benehmen war, daß sie der Frau im hohen Grade imponirte und diese eine Scheu vor ihm empfand, welche stetig zunahm.

Er redete scheinbar so ruhig, als erzähle er ihr etwas Alltägliches, und doch war die Art, in der er es that, so ungewöhnlich, daß sie begriff, wie lange in seinem Geiste es vorbereitet sein mußte, die Vergangenheit, von der er seit Jahren nicht gesprochen, jetzt in die Gegenwart zurückzurufen. Diese Ueberzeugung drängte sich ihr gewaltsam auf, als sie sah, daß ihr Einwurf ihn nicht in Zorn oder Erregung zu bringen vermochte, und deshalb kam eine Furcht vor ihm bei ihr zur Geltung, die sie zu bewältigen nicht im Stande war.

Rasmus redete weiter in dem ruhigen Tone:

„Da eines Tages entdeckte ich, daß meines Vorgesetzten Tochter, das schöne Fiekchen, eine Liebschaft mit einem Junker habe. Ich hätt's ihrem Vater anzeigen

sollen, aber der Junker verstand es, mir die Zunge zu binden mit harten Silberlingen, und verschwor sich hoch und theuer, daß er ohne sie nicht leben könne. O, er war ein schöner, junger Cavalier und hatte die Rede so sehr in der Gewalt, daß er einen Engel des Herrn hätte verlocken können. Die harten Silberlinge wanderten in Deine Hand, ohne daß Du erfuhrst, wie ich zu ihnen gekommen. Ein paar Tage später kam Graf Zech, die rechte Hand des Statthalters Fürsten Egon von Fürstenberg, ins Archiv zu meinem Vorgesetzten, dem Archivar Weber, von dem ich bald aus dem Vorsaale hereingerufen wurde. Ich sollte auf die Leiter steigen, um dem Archivar, der sich durch harten Fall den Fuß beschädigt hatte, aus einem der Repositorien in dem Zimmer Nummer fünf Schriftstücke herabzulangen. Graf Zech war mit anwesend; er lobte die strenge Ordnung des Archivars, der die zusammengehörenden Schriftstücke in Mappen, an denen Papierstreifen mit der Bezeichnung ihres Inhalts hingen, zusammenhielt, sodaß er zu jeder Zeit, ohne zu suchen, die Papiere oder Documente, welche man von ihm forderte, finden konnte. „Er kann ja lesen“, sagte der Archivar zu mir. „Gebe Er mir aus dem obern Fache die Mappe mit dem Zettel: Gräflich Promnitz'sche Urkunden herunter!“ Als ich es gethan, gingen die beiden Herren in das Bureau, ich in den

Vorsaal zurück. Der Umstand, daß der Archivar ein wenig schwerhörig war, nöthigte den Grafen Zech, mit starker Stimme zu ihm zu sprechen, und ich hörte deshalb, wie er sagte: „Der Herr Graf wünscht über mehrere Clauseln in dem zum Testament seines hochseligen Herrn Vaters gehörenden Codicill Aufklärung, um Weiterungen mit seinem ältern Herrn Bruder auszuweichen. Schicke Er mir die betreffenden Papiere zu, ich werde sie durchgehen und annotiren, was er dann im Namen des kurfürstlichen Archivs an den Herrn Grafen zu antworten hat.“"

Rasmus machte eine Pause, indem er seine beiden Hände an die Stirn hielt und eine Weile in dieser Stellung blieb, wobei seine Athemzüge sehr stark hörbar wurden, als sei ihm die Brust schwer beengt. Dann ließ er die Hände sinken und fragte: „Wie ist's gekommen, daß Eva zum Apfelbiß vom Baume der Erkenntniß verleitet wurde? Durch die Schlange", beantwortete er sich selbst die Frage und fuhr dann fort:

„Meine Schlange warst Du, denn mit jedem Tage prickeltest Du neu an mir, daß ich Geld zu erwerben suchen müsse, damit es bei uns nicht armselig hergehe. Der Teufel hat's gehört und redlich dafür gesorgt, daß ich Gelegenheit zum Geldverdienst fand."

Frau Rasmus schien sich aufraffen und ihm wider=

sprechen zu wollen, aber die eisige Ruhe des Mannes imponirte ihr so sehr, daß sie nicht wagte, ihn zu unterbrechen. Sie empfand eine Furcht vor ihm, die sie vor sich selbst nicht rechtfertigen konnte, da ihre bisherige Stellung zu einander sie zu der Ueberzeugung gedrängt hatte, daß er nichts, sie und ihr Wille Alles sei.

Ohne Rücksichtnahme auf ihre sichtbar angstvolle Unruhe redete Rasmus weiter von dem freundlichen, glatten Wesen des Junkers, der sich wie ein guter Freund an ihn angeschlossen, ihn öfter mit Wein und Leckerbissen tractirt und ihm eines Tages zugeflüstert habe, wie es nur von ihm abhänge, eine ansehnliche Summe zu verdienen, ohne daß es ihm besondere Mühe koste, worauf er, Rasmus, geäußert, daß er das nicht von der Hand weise, wenn er den Verdienst mit gutem Gewissen machen könne. Da habe der Junker unbändig gelacht und zu ihm gesagt, daß, wenn man alle die Mittel und Wege kennen sollte, durch welche die meisten großen Familien zu ihren Reichthümern gelangt wären, man sich stark verwundern würde. Fast an jedem der vornehmen Geschlechter hafte ein kleines Geheimniß der Art, das da beweise, daß ihre Ahnen weder zu feig noch zu dumm gewesen wären, um sich ihnen bietende günstige Gelegenheiten zum Erwerben auszubeuten. Und der Junker habe so überzeugend ihm vorgestellt, wie nur auf außer-

gewöhnliche Art Summen zu verdienen seien, in deren Besitz er nie im Leben kommen könne, wenn er sich auf das steifen wolle, was man im hausbackenen Sinne Gewissen nenne, daß er ganz confus davon geworden und, von dem ewigen Prickeln der Frau gedrängt, endlich eingewilligt habe, ihm das von dem Archivar an den Grafen Friedrich Promnitz auf Halbau abzusendende Schreiben, ehe er dasselbe im Hofmarschallamte zur Beförderung abgäbe, auf ein paar Stunden zur Durchsicht auszuantworten. Der Junker habe ihm nämlich erzählt, daß zwischen den beiden gräflichen Brüdern großer Zwiespalt des väterlichen Testaments wegen herrsche und Graf Erdmann Promnitz auf Sorau, welcher Wind davon bekommen, daß sein Bruder sich an das kurfürstliche Kabinet gewendet, um unter einem Vorwande dessen Ansichten über verschiedene Klauseln des Testaments zu erfahren, die Ansichten dieser höchsten Instanz kennen zu lernen wünsche, um bei dem Processe sich nicht selbst im Lichte zu stehen. Und Rasmus hatte die Befriedigung, daß, als er das mit dem kurfürstlichen Archivsiegel verschlossene Schreiben aus des Junkers Händen mit einer Belohnung von einem Viertelhundert Thalern für diesen Dienst zurückerhielt, auch nicht die Spur, daß es geöffnet worden, zu bemerken war. Ha, ein Viertelhundert Thaler! Rasmus vergaß schnell beim Anblick dieser ihm

groß dünkenden Summe, um welchen Preis er sie erworben. In einzelnen kleinen Posten gab er sie an Frau Cordel und hatte wenigstens die Beruhigung dafür, daß er auf ein paar Wochen von ihrem Drängen nach Gelderwerb befreit blieb.

Rasmus hatte dies in so ruhiger Weise erzählt, als sei er ganz unbetheiligt bei dieser Verletzung der Diensttreue. Frau Cordel fühlte sich vollkommen außer Stande, etwas darauf zu entgegnen. Sie saß bleich und zitternd vor Schreck vor ihm, der gar nicht zu bemerken schien, welche Verwandlung mit ihr vorgegangen. Die Ruhe des Mannes mußte um so erschütternder auf sie wirken, als sie das Gepräge der vollständigsten Vorbereitung an sich trug und ihr die Ahnung einflößte, daß er ihr nicht um deswillen die Vergangenheit zurückrufe, um ihr ein Geständniß abzulegen, sondern um einen Entschluß auszuführen, von dem sie sie sich allerdings noch keine deutliche Vorstellung machen konnte, von dem sie aber fürchtete, daß er ihr Unheil bringen werde. Und das, was sie noch erfuhr, war auch im weitesten Sinne des Wortes geeignet, diese Vermuthung zu bestätigen.

Rasmus erzählte weiter, daß der Junker darauf bestanden, eine Einsicht in die Originaldocumente zu gewinnen, da in dem Briefe des Archivars manches sehr Wesentliche gar nicht erörtert worden sei, und als er sich

geweigert, diese Zumuthung in Ausführung zu bringen, weil der Archivar die Schlüssel zu den Archivzimmern Niemand vertraue, sondern sie mit nach Hause nehme, habe jener lachend gesagt, das sei kein Hinderniß, er selbst werde ihm die Schlüssel verschaffen. Ob ihm die Summe von dreihundert Thalern für diese kleine Gefälligkeit zu gering erscheine? Dieser ihm in Aussicht gestellte Reichthum habe ihn willfährig gemacht. Im Schutze zeitigen Abenddunkels, als der Archivar nach sorgfältigstem Verschlusse der so viel Wichtiges enthaltenden Räume das Haus verlassen, habe er mit nachgemachten Schlüsseln, zu deren Herstellung Sophie das Wichtigste beigetragen, indem sie ihrem Vater die Schlüssel entwendet und zum Zweck eines Wachsabdrucks an ihren Geliebten gegeben, die Zimmer wieder geöffnet, der Mappe mit der Bezeichnung „Gräflich Promnitz'sche Urkunden" sich bemächtigt und die ihm versprochene Summe erhalten. Der Verwandte, bei dem der Junker in der Weintraube gewohnt, hätte als Leiche auf dem Paradebett im Zimmer nebenan gelegen, und da die Leute zu dieser Leichenschau sich gedrängt, sei es ihm leicht geworden, unbeachtet unter den Vielen ins Haus zu kommen und es auch wieder zu verlassen. Der Junker habe die Papiere aus der Mappe genommen, flüchtig überlesen und zwei derselben zurückbehalten mit dem Bedeuten, er

wolle sie copiren und sie ihm am andern Mittag durch Fiekchen wieder zustellen.

Rasmus ließ eine Pause folgen. Ein peinliches Schweigen lastete auf beiden Personen. Der Mann regte kein Glied, sein Gesicht erschien wie aus Stein gehauen. Nach einer Weile jedoch kam Leben in ihn, seine mattblickenden Augen gewannen schnell einen unheimlichen Ausdruck und seine Arme hoben sich ganz in der Weise empor, wie man dies an Predigern bemerkt, wenn sie glauben, zur Bekräftigung gewisser Stellen in ihren Vorträgen etwas Sichtbares thun zu müssen. Mit dumpfer Stimme hob er an:

„Sondern ich will ihn deinen Schindern in die Hand geben, die zu deiner Seele sprachen: Bücke dich, daß wir überhin gehen, und lege deinen Rücken zur Erde, wie eine Gasse, da man überhin laufe. — Und so ist es geschehen!" fuhr er fort. „Ich bin den Schindern in die Hand gegeben worden und Du, Weib, Du warst mit ihnen und hast harte Sünde auf Deinem Gewissen. Es soll Alles offenbar werden, ich will in die Welt hinausschreien, daß sie es alle hören, wie Du Dich des Sündenlohnes heimlich bemächtigtest und doch mich unter die Füße tratest, von dem Du wußtest, daß er ihn verdient hatte mit seiner Seelenruhe."

„Rasmus!" stammelte Frau Cordel.

„Schweig'!" rief er auflodernd, „Du bist mein Schinder bisher gewesen, jetzt will ich der Deine sein, und Alles soll zu Ende gehen."

Wieder folgte eine Pause, in der sich in dem Wesen des schwer aufgeregten und gleichsam in seinen Seelentiefen aufgewühlten Mannes ein so jäher überraschender Wechsel der Stimmung vollzog, daß derselbe von erschreckender Wirkung auf die Frau war, die in gänzlicher Zerknirschung bebend und mit auf die Brust gesenktem Haupte vor ihm saß. In derselben ruhigen Weise wie früher redete er dann:

„Ueber Nacht verschwand der Junker mit Fiekchen und mit ihm die zwei Documente, die er zurückbehalten. In meiner Seele raste die Angst der Verdammniß, ich verfluchte mich um meines Verbrechens willen; aber Niemand fragte nach den Documenten. Das gab mir wieder Ruhe; aber es war die Ruhe eines Deliquenten, der mit jeder Minute den Eintritt des Henkers erwartet, um ihn zum Richtplatze zu führen. Ich war nahe daran, mir das Leben zu nehmen, und doch war ich zu feig dazu. Ich war ein elender, jammervoller Mann, der sorgsam seine Qual verbarg.

Wer da sagt, die Sünde nage gleich Skorpionen am Menschenherzen, spricht keine Lüge aus, ich habe ihr Nagen empfunden und wurde elend darunter. Ein Wort

von mir und der Archivar hätte nicht seine Tochter verloren, gleich im Anfang wäre ihr Verhältniß mit dem Junker zerstört worden; aber ich hatte es nicht verrathen und mir die Zunge mit harten Silberlingen binden lassen. Täglich trat im Anblick des Mannes, den Schmerz und Gram bleich und krank gemacht hatten, mein Verbrechen an ihm neu vor meine Seele und ich verfluchte im Stillen Dich, die mich zum Gelderwerb getrieben. Und doch war alles das nichts gegen das mich ergreifende Entsetzen, als das Fehlen der Documente entdeckt und der Archivar, gebrandmarkt mit dem Namen Verbrecher, in den Kerker geworfen wurde. Ich verfiel in Irrsinn, der nur zuweilen von einem kurzen Aufblitzen des Geistes gelichtet wurde. Horch auf, Cordel, was ich in solch einem Augenblick erlebte!" rief er laut, sie rüttelnd, deren Oberkörper zusammengesunken auf den Knieen zu ruhen schien.

Sie schaute auf, unsichern, verstörten Blickes.

„Du weißt's, Weib, wovon ich reden will", sprach er. „Du weißt's! Dein Gewissen zuckt in Deinen Augen, ich sehe es; aber Du sollst und mußt es erfahren, daß die Erinnerung an jenen lichten Augenblick fest und unvergeßlich in meinem Gedächtniß trotz aller Seelenqualen geblieben ist. Horch auf!"

Als habe er die Absicht, der Erinnerung, der er jetzt

gedachte, den Beigeschmack des Schauervollen zu geben, hob er mit gedämpfter, fast ans Flüstern streifender Stimme an:

„Wie Nacht lag es auf mir, ich wußte und fühlte es, aber ich konnte die Finsterniß nicht von mir scheuchen, denn ich war gebrochen und gelähmt am Geiste vom Fluche des Verbrechens. Wenn es zuweilen hell in mir wurde, dann stieg mein Denken aus wirren, angstvollen Träumen auf und ich erkannte Alles um mich, ich hörte Alles, wurde es auch noch so leise gesprochen; aber ich hatte nicht die Kraft, mich zu bewegen oder zu reden, ich lag wie ein Todter mit starren Gliedern. Das geschah mir eines Mittags. Ich hörte Dich suchen in dem Wandschrank, in dem ich meine Wäsche aufzuheben gewohnt war. Welche Angst! Da hinein, im hintersten Winkel hatte ich den Sündenlohn versteckt. Du fandest ihn. Geld! Harte Thaler hat er! riefst Du im höchsten Erstaunen. Du zähltest sie. Wo hat er sie her? fragtest Du Dich laut und wendetest Dich zu mir; aber ich lag starr, regungslos, auf mir der Fluch der Unfähigkeit, zu sprechen, mich zu bewegen. Er ist jedenfalls bei dem Urkundendiebstahl betheiligt, das hat er verdient dabei, es kann nicht anders sein, das ist's, das muß es sein. Wie käme er sonst zu dem vielen Gelde? Ich hörte Dich das sagen und sah, wie Du die beiden Beutel, in Deine

Schürze gewickelt, hinaustrugst. Von jener Stunde bis zur jetzigen sind neun Jahre vergangen, nie kam ein Wort von dem Gelde über Deine Lippen. Du kanntest mein Verbrechen und nahmst den Lohn dafür hinweg und — mißhandeltest mich. Das thatest Du, Du, Weib! Nun soll's anders werden, nun will ich des Propheten Wort wahr machen an Dir, Dich den Schindern in die Hand geben. Du bist die Hehlerin meines Verbrechens! Du hättest den Archivar erretten können von Kerker und Tod, wenn Du den Fund des Geldes bei mir angezeigt. Du thatest es nicht; indessen Du schwiegst nicht aus Liebe zu mir, weil ich der Vater Deiner Kinder bin, sondern aus Gier nach dem Gelde. Ich zeige mich und Dich an, damit die Last des Schweigens endlich von mir abfällt und ich die Strafe für mein Verbrechen hier verbüßen kann, um nicht in die ewige Verdammniß gestoßen zu werden. In mir ist keine Feigheit mehr, ich sehne mich nach der Buße. Auch Dich soll sie treffen, Dich, Hehlerin, die Schlange, die mich verdorben hat."

Frau Rasmus glitt vom Stuhle herab, des Mannes Rede hatte ihrer rohen Seele den Stab gebrochen, eine namenlose Furcht vor der sie erwartenden Strafe sich ihrer bemächtigt. Mit einem Male war ihr bisheriges Verhältniß zu Rasmus umgewandelt. Er, der Geduldete, gleichsam rechtlos im Hause Lebende, stand vor ihr als

Rächer aller an ihm verübten Härte und Verachtung. Sie erkannte, daß sein jetziger Zustand weit gefährlicher als sein früherer Irrsinn sei. Er befand sich im Stadium religiöser Ueberspannung, welche die höchste Macht über ihn äußerte, da sich mit derselben eine Klarheit des Denkens verband, die eine fortdauernde Aufregung in seinem Geiste wach hielt und ihm gebieterisch den Drang nach Buße als sein einziges und höchstes Ziel erscheinen ließ.

Die Zerknirschung der Frau war trotz alledem nicht von so ausschließlicher Art, daß sie jeden bei ihr aufsteigenden Gedanken, ihn auf irgend eine Weise zu beruhigen, gefügig zu machen, hätte im Keime ersticken können, aber es mangelte ihr jetzt der Schlüssel, der ihr es möglich machte, einen andern Entschluß als den des Selbstverraths bei ihm anzuregen. Sie wußte im Moment nichts aufzufinden, was eine noch größere Macht als die ihn beherrschende religiöse Ueberspannung über ihn hätte ausüben können. In dieser Rathlosigkeit ergriff sie eine seiner Hände und sagte:

„Rasmus, Rasmus, bedenke, was Du thun willst."

„Ich hab's bedacht und darum geschieht es", lautete seine Antwort.

„Du willst mich verderben; aber Du verdirbst ja nicht mich allein, auch den August, Deinen Sohn."

„Schweig'!" rief der Mann in Erregung. „Den habe ich lange verloren, der ist mir zum Fremden geworden. Du hast ihn von mir abwendig gemacht und er ist trefflich in Deiner Schule gediehen. Er erkennt seinen Vater nicht mehr in mir und verachtet mich. Darum soll es von ihm heißen, wie im Hoseas der Herr sagt: Ephraim ist ein Kalb, gewöhnt, daß es gerne drischet. Ich will ihm über seinen schönen Hals fahren; ich will Ephraim reiten, Juda soll pflügen und Jakob eggen."

Frau Rasmus entwickelte eine ungemeine Aehnlichkeit mit einem Schiffer, der, von Wind und Wetter verschlagen, sein leck gewordenes Fahrzeug zum Stranden zu bringen bemüht ist, um wenigstens Land zu gewinnen und dem Untergange auf offener See zu entgehen. Sie redete von der dringenden Nothwendigkeit, das von ihr im Wandschranke gefundene Geld als eine rechtzeitige Unterstützung zur Anzahlung auf die Schnecke gebraucht zu haben, was als einziger Ausweg ihr geblieben, um sich und den Kindern eine Zukunft ohne Hunger und Elend zu sichern. Jede Anzeige des Geldfundes würde ebenso viel als ein Mord gewesen sein, den sie an sich und den Ihren hätte begehen sollen.

„Lag denn nicht Schweres genug auf mir?" rief sie. „Woher hätte mir Hülfe werden sollen? Und konnte ich meine Vermuthung, daß Du das Geld als Lohn für

Deine Betheiligung am Documentendiebstahl erworben haben könntest, als meine Ueberzeugung von einer wirklichen Thatsache zur Anzeige bringen? Ich hatte keinen Beweis dafür und Du warst außer Stande, eine bündige Erklärung abzugeben. Durfte ich als Dein Weib überhaupt gegen Dich zeugen? Hätte man nicht mit Fingern auf mich gewiesen, wenn ich diese Anzeige gemacht hätte, ohne einen Halt dafür zu haben? Und war meine Vermuthung auch die gerechtfertigtste, kann mir Jemand daraus ein Verbrechen machen, daß ich die geschehene Uebelthat nicht veröffentlicht habe, um nicht auf unsere Kinder das Brandmal eines Vergehens zu bringen?"

„Schweige!" rief der Mann. „Was nicht damals geschehen ist, soll jetzt geschehen. Es soll, sage ich! Ich will nicht den Fluch mit in die Grube hinunternehmen, daß durch mich eines ehrlichen Mannes Name ein geschändeter bleibt im Andenken der Menschen, ich will nicht wandeln als Verfluchter jenseits des Grabes, ich will meine Sünde bekennen vor Gott und der Welt."

Frau Cordel erwiderte nichts. Sie sann nach, wie es ihr gelingen könne, einen Weg der Rettung aufzufinden. Ihr Denken, sonst so leicht Mittel und Wege findend, wenn es galt, einer Verlegenheit sich zu entwinden, schien jedoch wie gelähmt. Rasmus dagegen

sprach mit größter Ruhe: „Es ist besser, an uns erfüllt sich Jeremiä Wort: Man höret ein Geschrei zu Horonaim, vom Verstören und großen Jammer, als daß die böse That verborgen und die Schande des Verbrechens auf dem Namen des Sohnes dessen lasten bleibe, der meinetwegen und durch Dich den Tod im Kerker fand und dessen Weib in Gram und Armuth endete."

Gereizt rief die Frau: „Nun denn, so richte Dich und mich zu Grunde! Stürze Deinen Sohn in den Verruf eines schlechten Namens und Dein Töchterchen, Dein Goldkind, laß zu Schanden werden, daß es roth werden muß vor Scham, wenn es Jemand beim väterlichen Namen nennt. O wird das eine schöne Aussteuer für Dein geliebtes Fiekchen sein, wenn es sich sagen muß: Mein Vater hat mich so sehr geliebt, daß er mich mit Schmach bedeckt in die Welt stieß!"

Rasmus zeigte sichtbar einen großen Schreck. Daran schien er nicht gedacht zu haben, daß er durch die Ausführung seines Vorsatzes dem Kinde, an dem er mi ganzer Seele hing, einen mit Schande bedeckten Namen auf Lebenszeit hinterlasse. Der Gedanke durchschauerte ihn. „Fiekchen!" murmelte er vor sich hin.

Die Frau hatte die Saite bei ihm angeschlagen, deren Getön alle Fäden seiner Seele durchzitterte, das Reinmenschliche gewann im Nu den Sieg über das Starre

seiner religiösen Ueberspannung. In diesem Augenblick glich er einem von fest gefrorener Schneelast umstarrten Baum, an dem lauer Thauwind die Eiskruste in Tropfen auflöst. Die Frau sah die Wandlung in seinem Wesen, und wenn es ihr auch nicht gelang, ihn zu der Ansicht zu bewegen, daß das Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht, weniger auf ihm laste als auf dem Junker, der ihn dazu verführt, und daß es ja durchaus nicht in seinem Willen gelegen habe, den Archivar ins Verderben zu stürzen, so hatte sie doch so viel Macht über ihn gewonnen, daß er um Fiekchen's willen seinen Entschluß, an sich selbst zum Verräther zu werden, aufgab.

Das kleine Mädchen war also gleichsam zur Handhabe geworden, durch welche der Verrückte, wie Rasmus in ihren Augen als solcher erschien, geleitet und unschädlich gemacht werden konnte. Die Vernunft sagte der Frau, daß sie versuchen müsse, Fiekchen an sich zu gewöhnen und ihren Mann nie aus den Augen zu lassen, ihn aufmerksam zu überwachen. In letzter Zeit hatte sie ihn fast gar nicht mehr beachtet. Sie wußte von ihm nur, daß er nicht mehr dem Trunke fröhnte, selten einmal in die Gaststube kam und fast stets in seinem Stübchen verblieb. Diese Isolirtheit des Mannes, so angenehm sie ihr auch war, hatte ihn gefährlich gemacht, wie sie zu ihrem größten Schrecken erfahren, und sie glaubte,

daß nichts geeigneter sein dürfte, ihn seinem Hang zum Irrsinn zu entreißen, als ihn zu einer Thätigkeit anzuspornen, die es ihm unmöglich mache, seinem wirren Denken und seinen Gewissensbissen sich hinzugeben. In einem Gasthofe konnte es nicht fehlen, eine solche Thätigkeit, durch welche er zugleich vom Umgange mit den Gästen fern gehalten wurde, aufzufinden, und als der Morgen zum neuen Tagewerk rief, war Frau Rasmus vollkommen mit sich im Klaren, wie sie das bewerkstelligen wollte.

Der Augsburger Handelsreisende erschien am andern Morgen zeitig in der Gaststube, um das Frühstück einzunehmen. August leistete ihm Gesellschaft; es ist ja natürlich, daß fremde Geschäftsleute über so Manches Auskunft verlangen, und Herr Gruner gehörte unter allen Umständen zu den respectabeln Reisenden. Sein Aeußeres glich in dem feintuchenen Kleide dem eines Cavaliers, seine Manieren zeigten etwas ungesucht Nobles und August besaß den für einen Gastwirth gehörigen Unterthänigkeitssinn, um seinem Gast die möglichste Ehre zu erzeigen. Der Fremde verlangte die Wohnungsadressen mehrer angesehener Handelsfirmen von ihm zu wissen und notirte sich dieselben.

„Im Klepperbein'schen Geschäft habe ich einen sehr guten Freund, der daselbst als Commis functionirt", sagte August. „Wenn der Herr es wünschen sollte, so

würde ich diesen anweisen, Ihm vielleicht in irgend einer Angelegenheit Auskunft zu geben und beiständig zu sein."

„Ist nicht vonnöthen", antwortete jener vornehm abweisend. „Ich habe nur mit den Herren Principalen zu thun, nicht mit deren Leuten."

Des Fremden erster Gang in die Stadt galt dem Aufsuchen eines Beutlers, um sich eine Geldkatze nach eigener Angabe zu bestellen, die, ohne aufzufallen, auf bloßem Leibe getragen werden könne und vor allen Dingen wasserdicht sei, denn auf Reisen sei solche Verwahrungsart die zweckmäßigste. Die sofortige Vorausbezahlung brachte den Meister zur Zusage, die bestellte Arbeit bis zu den Nachmittagsstunden zu fertigen. Die Klepperbein'sche Firma aufzusuchen hatte keine Schwierigkeit, jedes Kind kannte sie. Der Reisende des berühmten Handelshauses Jakob Wirth fand eine höchst zuvorkommende Aufnahme. Der Dresdner Geschäftsherr, welcher nach Durchlesung des ihm überreichten Briefs sich sehr geehrt fühlte, in dem jungen feinen Mann den künftigen Associé und Schwiegersohn seines in der Handelswelt hochgeachteten Augsburger Geschäftsfreundes kennen zu lernen, lobte dessen Absicht, mit den Herren, die mit seinem künftigen Schwiegervater in Verbindung ständen, sich persönlich bekannt zu machen. Ein solides Frühstück, zu dem ihn Herr Klepperbein einlud,

konnte als Ausdruck dieser Freude gelten. Die Unterhaltungsgabe des Fremden war so gewandter, feiner Art, daß jener, ganz entzückt davon, ihn einlud, am heutigen Nachmittage Theilnehmer an einer Lustpartie in die Umgegend zu sein.

„Erst das Geschäftliche, lieber Herr, dann das Vergnügen", antwortete der junge Reisende sich verneigend. „Ich denke mich dann noch einige Tage zur Umschau in hiesiger kurfürstlicher Residenz aufzuhalten."

„Dann also, abgemacht", sprach jener, ihm freundschaftlich die Hand schüttelnd. „Wäre zu wünschen, daß unsere jungen Kaufleute sich des Herrn Devise zur Richtschnur nähmen." Ein paar Worte auf einen Streifen Papier notirend, nachdem der Fremde geäußert hatte, daß ihm eine Zahlung in Gold des Transports wegen angenehmer sei, sendete der Geschäftsherr einen Diener ins Comptoir und kurze Zeit darauf trat Jürg Weber ein. „Zähle Er dort auf, Jürg, vierhundertfünfundvierzig Thaler."

„Zu Befehl."

Wenig Minuten später hatte sich Jürg des Auftrags entledigt. Der Fremde zählte die Summe nach und strich sie ein, sofort um eine Feder bittend, um die Bescheinigung auszufertigen.

„Nun, Jürg", hob Herr Klepperbein an, „da Er doch

gern in die Welt hinaus will, um Seine Kenntnisse in unserm kaufmännischen Geschäftsleben zu erweitern, so denke ich Ihm das beste Zeugniß Seiner Brauchbarkeit und Solidität auszustellen, wenn ich für vorkommende Fälle gegenwärtigem hochachtbaren Herrn Ihn' empfehle. Firma Jakob Wirth in Augsburg ist eine so hochangesehene in unserer Handelswelt, daß eder Commis sich Glück wünschen kann, bei derselben Anstellung zu finden."

„Hochverehrter Herr", sagte Jürg, sich vor dem Fremden verneigend, „bessere, mir mehr zu Gunsten sprechende Referenzen als diese Empfehlung meines hochachtungswerthen Lehrherrn und Herrn Principals könnte ich wohl unmöglich beschaffen und bitte daher, mich des Herrn Beachtung freundlichst empfohlen zu halten."

„Werde darauf Rücksicht nehmen", sprach jener; „'s kann sich wohl fügen, daß zum Neujahr eine Stelle bei uns frei würde. Melde Er sich deshalb zu Michaelis. Sein Herr Principal legt vielleicht ein paar Zeilen an meinen Herrn Schwiegervater mit ein sich auf meinen heutigen Besuch beziehend, und ich denke da für Ihn wirken zu können."

Als Jürg das Zimmer verlassen hatte, äußerte der Fremde: „Ein hübscher junger Mann, wohlgestaltet und freundlichen Aussehens."

„Und brav in jeder Beziehung", fügte Herr Klepperbein hinzu.

Eine halbe Stunde später verließ der Augsburger seinen Geschäftsfreund, um, wie er sagte, seine weitern Geschäfte zu besorgen.

Drittes Kapitel.

Im güldenen Schwerte am Altmarkte zu Dresden war zu dieser Zeit eine vornehme Dame mit Dienerschaft, unter der sich sogar ein Mohr befand, und mehreren Equipagen eingekehrt und hatte die ganze Reihe Zimmer des ersten Stockwerks in Beschlag genommen. Es war die verwittwete Gräfin Helene Marianne Charlotte von Promnitz auf Halbau, geborene Gräfin Tenczin, die in ihrer Person zugleich die reichste Erbin Oberschlesiens repräsentirte. Wenn sich abnorme Charaktereigenheit jemals durch Aeußerlichkeiten ausdrückte, so war dies bei Gräfin Helene Promnitz im ausgedehntesten Maße der Fall.

In männlicher Kleidung würde sie gänz gut für einen Mann haben gelten können, denn es war so wenig Weib=

liches an ihr, daß eben nur ihre weibliche Kleidung ihr Geschlecht andeutete. Ihre Gestalt, über Mittelgröße, war voll, massiv, mancher Aufläder hätte in dieser Beziehung hinter ihr rangirt. Dieser stämmige Frauenkörper trug in vollkommenster Harmonie mit seinen massiven Formen einen großen Kopf und das Gesicht hätte nur der Andeutung von Bartwuchs bedurft, um als männlich zu gelten. Voll und breit, mit einem sehr starken wie eine Kugel vorstehenden Kinn, was auf einen trotzigen, unbeugsamen Charakter deutete, besaß es keine andere Auszeichnung als die eines dicken Lippenpaares, das, wie allbekannt, als Zeichen roher Sinnlichkeit angesehen wird, und einen durchdringenden, funkelnden Blick, welcher schnell entflammte Leidenschaftlichkeit verkündete.

Diese vornehme Dame war wirklich die Repräsentantin einer Eigenart ihres Geschlechts, wie sie zum Glück nur selten gefunden wird. Roh und sinnlich, leidenschaftsvoll und fast immer in Aufregung durch häufigen Genuß von geistigen Getränken, unter denen der Branntwein ihr als sehr beliebter Haustrunk galt, besaß sie die Entschlossenheit eines Wilden in tollen Wagnissen, unermüdliche Ausdauer in Haß und Rache und jenen von der Ausstattung mit solchen Eigenschaften ganz untrennbaren Appendix einer höchst plebejen Ausdrucksweise, die nicht selten alle Schranken des Anstands mit Füßen trat.

Eine wilde Jägerin, die ihres Vergnügens wegen manches gute Roß zu Schanden jagte, eine Pistolenschützin, welche darauf wetten konnte, den Kopf des Treffbuben zu treffen, ohne die Hand dessen zu verletzen, der sich zu dem Wagstück hergab, dies Kartenblatt mit seinen Fingern emporzuhalten, und die wegen dieser Kunstfertigkeit und ihrer Liebhaberei für diese Feuerwaffe von den Unterthanen ihres verstorbenen Gemahls den Namen Pistolengräfin erhalten hatte, eine Verächterin der feinen Umgangsformen unter ihren hohen Standesgenossen, welche von ihr widernatürliche, unsinnige Schönthuerei und Verkleisterung genannt wurden, entbehrte sie der Anmuth ganz und gar.

Es mußte eine sehr ärgerliche Angelegenheit sein, um derentwillen sie nach der kurfürstlichen Residenz gekommen, denn mit langen Schritten durchmaß sie das Zimmer und trat, zuweilen diese Spaziergänge unterbrechend, ans Fenster, die Augen über den Markt schweifen lassend und vorzüglich ihre Aufmerksamkeit der Richtung nach dem Gasthause zum güldenen Ring zuwendend, das, ebenfalls am Altmarkt gelegen, mit dem güldenen Schwerte rivalisirte. Höchst verdrießlich rief sie, als sich das Gesuchte nicht erblicken lassen wollte:

„Wo bleibt der Kerl nur? Das Pietistenpack horcht ihn aus, weiter ist's nichts, kann mir's denken. Die ganze

Gesellschaft in eine Pistole geladen und zum Teufel geschossen, könnte nichts schaden."

Dieser Aerger fand eine Art Ableitung, indem sie zu einem am Fensterpfeiler stehenden Tische trat und sich aus einer mit Korbgeflecht umwundenen Flasche ein Glas starkduftenden Branntwein eingoß und mit einem Zuge ausleerte. Sie fing dann aufs neue ihre Promenade an und in deren Verlauf machte sie ihren zornigen Gedanken in folgenden Worten Luft:

„Der Satan muß meinen verstorbenen Esel geritten haben, eine solche verflucht dumme Klausel ins Testament zu setzen; aber natürlich, Art läßt nicht von Art, die Promnitze sind durch die Bank heilige Halunken. Wird das ein Jubel für die liebe Sippschaft sein, daß ich den Jungen hergeben muß, will ich nicht ein Drittel der Erbschaft zum Teufel fahren lassen."

Diese harte Bedingung konnte als sicherster Beweis gelten, welches Vertrauen ihr verstorbener Gemahl zu ihr gehegt hatte, indem er auf dem Sterbebette noch dafür sorgte, daß die Erziehung seines kaum zwei Jahre alten Söhnchens ihr entzogen werde. In seiner kurzen Ehe mit ihr war er zu der Einsicht gekommen, daß der unter ihrer mütterlichen Aufsicht erwachsende Knabe eben keine Zierde seines hohen Namens werden würde, und hatte dessen Erziehung der frommen Stiefgroßmutter

desselben, der Prinzessin von Weißenfels-Dahme, überwiesen, die für gewöhnlich auf ihrem niederlausitzischen Schlosse Dre hna lebte. Um allen Streitigkeiten und der Nichtrespectirung seines Willens von seiten seiner Gemahlin, deren Charakter er zu seinem größten Leidwesen vollständigst hatte kennen lernen, im voraus die Spitze abzubrechen, hatte er die oben erwähnte Bedingung dem Testament einverleibt. Wie er ganz richtig geahnt, so erfüllte es sich. Seiner Wittwe Mutterliebe wog nicht den Verlust des Drittels der ihr zufallenden Erbschaft auf und heute war sie in Dresden angekommen, um der Prinzessin, die wegen der Herstellung einer jungen, bei ihr lebenden und sich in der Behandlung eines Dresdener Arztes befindenden Verwandten sich in der kurfürstlichen Residenz aufhielt, das Knäblein zu übergeben. Sie freute sich bei dieser Gelegenheit der alten ehrwürdigen Dame Kränkungen zufügen zu können, und daß ihr Secretär, den sie mit der Meldung ihrer Ankunft in den güldenen Ring, wo die Prinzeß Wohnung genommen, geschickt hatte, so lange ausblieb, regte ihr die Galle ganz besonders auf.

Ans Fenster tretend, rief sie, den endlich zurückkehrenden Boten erblickend: „Da kommt die Blindschleiche! Wie langsam der Kerl die Knochen hebt! Zu Hause auf Halbau würde ich ihn bald zum Hüpfen bringen; eine

einfache Schrotladung thät's, nichts weiter.“ Ihr Zorn wuchs bedeutend, da nach ihrer Berechnung der Zurückkehrende viel zu langsam kam. „Die Hetzpeitsche verdient Er, Schurke, für Seinen Diensteifer, daß Er es weiß!“ schrie sie ihm entgegen. „Danke Er Gott, daß ich eine Frau von sanfter Gemüthsart bin, die sich nicht an so ruppigem Hund, wie Er einer ist, vergreift.“

„Gnädige Frau Gräfin —“

„'s Maul halten, keinen Mucks — Bedientenzeug hat zu schweigen. So ist's bei mir.“

Nach einem einmaligen Auf- und Abschreiten im Zimmer blieb sie stehen, sah den an der Thür Verharrenden scharf an und fragte dann: „Hat Er meine Ankunft gemeldet?“

„Zu Befehl, gnädige Frau Gräfin. Ich erhielt den Bescheid, zu warten, die Frau Prinzessin wolle mit mir sprechen, und da konnte ich doch nicht fortgehen. So offenbare Unart von mir hätte auf die gnädige Frau Gräfin ein nachtheiliges Licht geworfen.“

„Hm, das klingt nicht dumm. Mache mir zwar den Teufel aus der heiligen Sippschaft, aber — nun weiter. Rapportire Er, Heinze.“

„Die Frau Prinzessin ist eine alte ehrwürdige Dame mit sehr sanfter Stimme.“

„So ungefähr, wie ich zu sprechen pflege?" fragte die Gräfin.

„Beinahe so."

Die Gräfin brach in ein schallendes Gelächter aus. Es machte ihr viel Spaß, daß der Secretär ohne Zaudern diese Antwort gegeben. „Verfluchter Kerl Er!" rief sie. „Damit will Er mir wohl eine Grobheit sagen? Ich jagte mir eine Kugel durchs Hirn, wenn ich zu so zimperlicher Art gehörte, wie diese erlauchte Verwandtschaft. Nein, ich bin von etwas anderem Schrot und Korn und bin mir so grade recht. Basta! Weiter! Schieße Er los!"

Jener rapportirte, wie die Frau Prinzeß ihn des kleinen Grafen wegen befragt habe, ob er ruhiger, weinerlicher oder zorniger, eigensinniger Art sei.

„Geht auf mich", schalt die Dame ein.

„Und ob der kleine Herr Graf große Zuneigung zu seiner gnädigen gräflichen Frau Mutter habe, was ich denn natürlich auch bejaht habe."

Lüge Er und der Teufel!" lachte die Gräfin. „Der Junker hat so viel Zuneigung zu mir, daß er brüllt, als wenn er am Spieße stäke, sobald er meiner ansichtig wird. Er hat's aber recht gemacht, Heinze, daß Er sie angelogen, paßt mir gerade. Weiter!"

„Die Frau Prinzeß sagte mir, sie würde persönlich

bei Ihro gräflichen Gnaden erscheinen, um den kleinen Herrn Grafen in Empfang zu nehmen."

„So? Hm! Denkt wohl, ich werde ihr eine Rührscene vorspielen? Soll sich wundern, verdammt wundern." Sie trat ans Fenster und hatte kaum einen Blick hinausgeworfen, als sie rief: „Da kommt sie schon — hat's verflucht eilig. Fahr' Er ab! Wenn ich klingle, soll die Lotte mit dem Junker kommen. Der Lakai hat die Prinzeß wie jeden andern Fremden erst zu melden. Verstanden?"

Die Frau Gräfin verfehlte nicht, sich auf den ihr bevorstehenden Besuch nach ihrer Art aufs würdigste vorzubereiten, indem sie sich aus der umflochtenen Flasche einen Stamper Branntwein ausgoß und mit einem Zuge leerte. Dann schob sie sich einen Armsessel ans Fenster und nahm Platz darin. In ihren fleischigen Zügen prägte sich der Ausdruck einer hämischen Freude aus, sie hatte mit Absicht den Branntwein genossen. Gespannt nach dem Vorzimmer horchend, ob sich da nicht ein Geräusch hören lasse, war sie sehr befriedigt, als sie ein solches hörte und gleich darauf der Lakai mit der Meldung eintrat: „Die Frau Prinzeß von Weißenfels-Dahme."

„Herein, an mein Herz!" rief die Gräfin sehr laut und eilte der Gemeldeten mit ausgebreiteten Armen entgegen. Zärtlicher hätte keine Umarmung zwischen zwei

Freundinnen stattfinden können. Die Gräfin hielt die sich sehr sträubende alte Dame fest in ihren Armen und küßte ihr mehrere Male die Stirn. Als sie sie losließ, wankte diese nach einem Sessel, und sich auf denselben niederlassend, sagte sie schwach: „Die Frau Gräfin scheinen starke Tropfen eingenommen zu haben — riechen sehr stark, diese Tropfen.“

„Tropfen?“ lachte die Gräfin. „Denkt kein Mensch dran. Ich habe ein Glas Branntwein getrunken, wie ich das öfters thue. Geht wie Feuer durch die Adern und das Bischen Geruch ist nicht zu erwähnen.“

Die Miene der alten Dame konnte den Abscheu nicht ganz verbergen, den diese sehr offene Erklärung in Verbindung mit dem starken widerlichen Duft, den sie bei der Umarmung so ausgiebig hatte riechen müssen, ihr einflößte, und die Gräfin genoß das schöne Bewußtsein, ihr eine Unannehmlichkeit bereitet zu haben. Jene schien den Entschluß, ihren Besuch auf das Minimum von Zeit zu kürzen, gefaßt zu haben und hob ohne weitere Einleitung an davon zu sprechen, wie der verstorbene Graf Friedrich es mit seinem edlen Charakter übereinstimmend gefunden, für ihre, der Gräfin, unumschränkte Freiheit und für seines Söhnchens Erziehung Sorge zu tragen, indem er die betreffende Klausel ins Testament habe setzen lassen. Es sei vorauszusehen, daß sie als junge

Wittwe sich wieder vermählen werde, und dann dürfte die Sorge für den kleinen Grafen ihr immerhin eine Last sein.

„Ich bin auch tief von den vorsorglichen Intentionen meines verstorbenen — Gemahls gerührt", antwortete die Gräfin spöttisch. „Wie gütig er meiner bei Abfassung seines letzten Willens gedacht hat, beweist die schöne Anordnung, daß ich mit dem Drittel seines mir zufallenden Vermögens zu büßen haben sollte, wenn ich seiner Anordnung hinsichtlich der Erziehung meines Sohnes nicht Folge leisten wollte."

„Sie scheinen das zu schwer zu nehmen, meine Theure", sprach die Prinzeß.

„Ich denke nicht", lautete die Antwort. „Wem ich diese saubere Testamentsklausel verdanke, weiß ich."

„Dem Hochseligen, wem sonst?"

„Meiner heiligen Frau Schwägerin auf Sorau."

„Sie irren, Gräfin, Sie irren."

„Fürchten Sie das nicht, Frau Prinzeß. Jeder Jäger muß wissen, mit was für Ladung er dies oder jenes Stück Wild zu erlegen hat, und die heilige Schwägerin hat die ganz richtige in Anwendung gebracht, um meinen schwachköpfigen Gemahl zu dieser saubern Intention zu stimmen. O, es ist eine köstliche Geschichte, die ich Ihnen Spaßes halber mittheilen will."

„Ich bitte, meine Theure —“

„Bitten Sie nicht. Ich halte es für eine Pflicht gegen mich selbst, Ihnen zu beweisen, daß ich die Wege und Thaten der frommen Sorauer Sippschaft ganz gut kenne. Ich war eines Tages auf der Jagd — ja so, das ist zu unheilig für Ihr Ohr, thut mir leid, kann Ihnen das aber nicht ersparen. Als ich gegen Abend nach Hause kam, fand ich den Grafen, meinen Gemahl, stark verändert. Er war sehr nachdenklich geworden. Worüber? Ich erfuhr es nicht. Hatten ihn die Besuche mehrerer Cavaliere aus der Umgegend aufgeregt? Es mußte so etwas sein. Erst nach seinem Tode wurde ich klar darüber, ich fand ein Schreiben der heiligen Sorauerin in seinem Nachlaß vor. Es war so fromm geschrieben, daß mir übel dabei wurde — eine Menge hinverbranntes Gewäsch von Christi Verdienst um die sündige Menschheit und wie es Pflicht eines Jeden sei, die Seinen vor dem Moloch zu retten. Und hinterher kam es, daß ich ein unbestreitbares Familienglied besagten Molochs sei und er, mein Gemahl, wenigstens seinen Sohn retten müsse, daß er mir nicht überlassen bleibe und sein Seelenheil auf ewig verloren gehe. Sogar der Rath, daß mir ein Drittel seines nachzulassenden Vermögens testamentlich entzogen werden solle, wenn ich die Erziehung des jungen Grafen nicht in Ihre Hand legen würde, fand sich

in diesem Briefe vor. Nun, Frau Prinzeß, gefällt Ihnen dieser heilige Spaß? Gewiß, er ist echt christlich, weil doch einmal Ihre erlauchte Verwandtschaft das Christenthum zum Steckenpferd gemacht hat, auf dem sie so großmächtig einhertrottirt."

Die alte Dame war in schwere Verlegenheit gerathen. Sie sah das zornrothe Gesicht der Gräfin und glaubte besorgen zu müssen, daß die leicht zu Extremen Geneigte in solcher Stimmung zu einer viel schlimmern Demonstration sich veranlaßt finden könnte. Ihre Blicke folgten angstvoll der im Zimmer heftig auf und nieder Schreitenden, die endlich stehen blieb und funkelnden Auges rief: „Wissen Sie, Frau Prinzeß, was ich im ersten Augenblick der Wuth, als ich diesen Schandbrief gelesen hatte, zu thun willens war? Ich wollte nach Sorau und der heiligen Schwägerin eine Kugel durch den Kopf jagen als Belohnung für den guten Rath; aber zum Glück fiel mir ein, daß es Leute gibt, die keinen Schuß Pulver werth sind."

„Lassen Sie uns zu einer Verständigung kommen, meine Theuerste", bat die alte Dame.

„Es würde unnöthig sein, meine Gnädigste. Sie sind in dieser Sache Partei und das alte Sprichwort: Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, könnte sich hier nur bestätigen. Melden Sie das, was Sie jetzt bei mir erfahren haben, der heiligen Sorauerin und fügen

Sie zugleich hinzu, daß sie nicht wähnen solle, mit mir fürs Leben schon ins Klare gekommen zu sein. Es gibt noch etwas zwischen uns abzumachen, das ich nie vergessen werde, und das ist der Documentendiebstahl im hiesigen Archive. Frau Prinzeß, ich habe eine verdammt gute Nase und bin dieser verfluchten Geschichte auf der Fährte. Melden Sie auch das meiner heiligen Frau Schwägerin nach Sorau — wird sich sehr darüber freuen, die edle Dame!"

„Ich sehe aber nicht ein, warum Sie, Frau Gräfin, mich mit derlei Unannehmlichkeiten so zu sagen überhäufen."

„O meine Gnädigste, an der Erklärung des Warum soll's nicht fehlen. Ich gehöre nicht zu jener Halunkensorte, die aus dem Busche hervorschießt, sondern bin eine Frau, die dem Gegner auf den Leib rückt. Meinen Sohn übergebe ich Ihnen, wie das Testament es fordert, weil ich nicht so einfältig bin, ein Drittel der Erbschaft verlieren zu wollen. Indem man mir auf diese schlaue Weise mein Mutterrecht entrissen, hat man nicht daran gedacht, daß ich trotzdem Mutter des Kindes bleibe und als solche auch mein Recht üben werde. Diese Uebung aber besteht darin, daß ich den von Sorau ausgehenden Fäden des Documentendiebstahls nachspüre, um eines schönen Tags mit der Enthüllung dieses saubern Gespinnstes hervortreten zu können. Das wird meinem Sohn mehr nützen

als die Pietisterei, die man ihm einflößen wird, damit er fein heilig werde. Wenigstens erhalte ich ihm damit seine Rechte und Ansprüche auf sein Erbe, die — doch genug davon. Ich sehe, Sie sitzen hier wie auf einer Marterbank, und ich denke, 's wird Ihnen lieb sein, sich davon erlöst zu sehen."

Sie gab sofort das Klingelzeichen. Eine Pause folgte, deren Peinlichkeit die Gräfin dadurch zu heben suchte, daß sie ein kleines Kästchen auf den Tisch setzte und es aufschloß. „Sehen Sie diese Prachtpistolen, Frau Prinzeß", sagte sie lachend. „Ausgezeichnete Rohre, sicherer Schuß. Habe eine ansehnliche Garnitur Pistolen, diese hier aber stehen allen als Nummer eins voran. Hier das Zeichen des Verfertigers Randoli in Pistoja spricht dafür, daß sie die echteste Waare dieser Art sind. Betrachten Sie nur die schöne eingelegte Silberarbeit! 's ist eine Lust, so 'ne Waffe in der Hand zu haben, weil man sich darauf verlassen kann."

„Ich danke, ich danke", sprach die alte Dame, der sie das Kästchen zum Anschauen hinhielt, abwehrend. „Ich verstehe nichts von diesen Dingen."

„Bei meiner armen Seele, daran habe ich nicht gedacht", rief die Gräfin mit schallendem Gelächter. „Pardon, Frau Prinzeß. Würde mir ebenso gehen, wenn Sie mir mit Ihrem heiligen Krimskrams von geistlichen Bü-

chern angezogen kämen, verstehe auch den Teufel von dem dummen Zeug, was da drinnen steht."

Im Vorzimmer regte es sich, man hörte eine Kinderstimme. Eine Kammerfrau trat ein, einen kleinen Knaben, dessen Gehübungen aus jüngster Zeit datirten, an der Hand.

„Das ist mein Gräflein", sprach die Gräfin.

„O, ein lieber kleiner Engel!" rief die alte Dame und bemühte sich, den Kleinen zum Handgeben zu bewegen. „Er ist sehr schüchtern", bemerkte sie, da dieser Versuch schlecht ablief.

„Das hat er von mir", sagte seine Mutter trocken. „Seine Wäsche und Garderobe werde ich sogleich nachbringen lassen. Nehmen Sie ihn hin, Frau Prinzeß."

Der kleine Graf war sehr widerhaarig.

„Lotte", sagte die Gräfin, um dies Sträuben zu beendigen, „trage Sie ihn der Frau Prinzeß nach."

Auf dem Arm der ihm bekannten Wärterin gab sich der kleine Hocharistokrat schnell zufrieden.

„Wollen Sie ihm Ihren mütterlichen Segen geben, meine Theure?" fragte die alte Dame in französischer Sprache.

„Wozu, meine Gnädigste? Sollte mein Segen in Ihrem frommen Hause wirklich von Wirkung sein können? Ich bezweifle das stark und glaube, es dürfte da heißen: Was will Saul unter den Propheten?"

Nach dieser Entgegnung trat sie auf ihr Söhnchen zu, das wunderbarerweise gegen seine sonstige Gewohnheit sich diesmal nicht schreiend von ihr abwendete, sondern ihr mit seinen klaren blauen Augen ins Gesicht sah. Machte dieser Zufall einen so starken Eindruck auf die Gräfin, daß ihr wilder Sinn sich dadurch bezwungen und besänftigt fühlte, oder unterlag sie wirklich der Schwere der Ueberzeugung, daß sie das Kind entweder nicht mehr oder, wenn sie es wiedersehen werde, durch die dasselbe erwartende pietistische Erziehung ganz ihr, der Mutter, entfremdet wiederfinden dürfte, sie küßte den Kleinen auf Stirn und Mund und wendete sich dann rasch ab, dem Fenster zu. Leise verließ die Prinzeß mit Lotte und dem kleinen Grafen das Zimmer. Als die Gräfin sie über den Markt schreiten sah, wendete sie sich, einen Fluch ausstoßend, von diesem Anblick ab und warf sich tief aufathmend auf einen Sessel nieder, sich einem sehr unlustigen Sinnen hingebend, dem sie sich nach einer langen Weile mit den zornigen Worten entriß:

„Zum Teufel mit der ganzen heiligen Brut! Ich muß andere Saiten aufziehen, um ihnen einen Spaß zum Haarausraufen zu machen, und das will ich, das will ich!"

Der Lakai im Vorzimmer erhielt Befehl, den Secretär Heinze zu ihr zu bescheiden, und als letzterer ins Zimmer

trat, fand er sie anscheinend ganz ruhig am Tische in einigen Briefen blätternd. Nach einer Weile sprach sie zu ihm:

„Heinze, Er war in frühern Zeiten, wie Er mir gesagt hat, bei dem hier verstorbenen Geheimrath von Reisewitz, wo er dessen Verwandten, den Junker von Oertzen, persönlich hat kennen lernen."

„Ja."

„Auch dessen Geliebte, Fiekchen Weber, hat Er kennen gelernt."

„Ja, war 'n bildhübsches Mädchen."

„Esel Er! Glaubt Er, ein Junker wird sich in ein häßliches verlieben sollen? Weiter! Lungere Er hier herum, ob Er nicht auskundschaften kann, wo diese Person sich jetzt aufhält. Vor einem halben Jahre ist sie in Osnabrück gewesen."

„Das schöne Fiekchen Weber?" fragte Heinze fast erschrocken. „Mein Himmel! Als was denn?"

„Als das Weib eines in der Welt umherziehenden Seilschwenkers."

Heinze schien vor Erstaunen über diese ihm so unerwartet zu Ohren kommende Nachricht die Fassung zu verlieren.

„Horch Er' hier auch herum, ob Niemand etwas vom

Junker weiß, wo dieser sich aufhält, was er treibt, in welchen Verhältnissen er lebt."

Ganz confus antwortete der Secretär: „Wie die gnädige Frau Gräfin befehlen!"

Nach einer Weile sprach die Dame: „Kann Er hier nichts auskundschaften über die Frauensperson, so geht Er auf Reisen. Sein Ziel ist Osnabrück und Seine Aufgabe, Nachforschung von Ort zu Ort zu halten, wohin sich die Seilschwenkerbande gewendet. Hat Er sie glücklich aufgefunden, wird Er mir sofort durch Stafette Nachricht zukommen lassen. Am besten wäre es freilich, wenn Er hier etwas Sicheres über den Junker von Oertzen aufspürte. Das würde die Reise nach Osnabrück entweder ganz unnöthig machen oder sie mindestens verschieben Geht Er klug zu Werke, Heinze, so kommt es mir nicht auf hundert Dukaten Douceur an für Seine Bemühung. Die soll Er haben. Zum Zwecke des Herumspürens gebe ich Ihm freie Zeit, solange wir hier sind. Sei Er aber keine Ente, die das Schnattern nicht lassen kann, halte Er reinen Mund gegen Jedermann, was ich jetzt zu Ihm gesprochen. Er kann nun gehen."

Als vor acht Jahren die Gräfin Promnitz von Halbau jenen schlimmen Auftritt mit ihrem Schwager, dem Grafen Erdmann zu Sorau, gehabt, von dem der Hofschneider seiner Landsmännin, der Frau Cordel Ras-

mus, seiner fünfundsiebzigjährigen Base, der Frau Spieker, und dem Jürg Weber erzählt hatte, war die tolle und wilde Dame auf etwas aufmerksam geworden, das Junker Oertzen in seiner Vertheidigung ausgesprochen und das auf den ersten Blick von gar keiner Bedeutung schien, da es blos den Junker anging.

Nach einigem Nachdenken fand die Gräfin indeß doch gerade darin einen Anknüpfungspunkt für weitere Nachforschungen und die eintretenden Verhältnisse begünstigten ihr Vorhaben. Der alte Waldwärter Zumpe, welcher zu gleicher Zeit die Aufsicht über das dicht neben seiner bescheidenen Dienstwohnung stehende Waldhaus Marienhaus führte, war vom Grafen Erdmann sofort seines Dienstes entlassen worden, weil er ohne Anfrage und ohne Erlaubniß einzuholen, dem vom Junker Oertzen entführten Mädchen daselbst ein Asyl gewährt hatte. Der alte Mann hatte, weil der Junker ein naher Verwandter des Forstmeisters war, ein Auge zugedrückt.

Diese Gefälligkeit machte ihn brodlos und er wäre in die traurigste und hülfloseste Lage versetzt worden, wenn nicht die Gräfin von Halbau ihn sofort in ihre Dienste genommen hätte. Daß ihr Schwager, Graf Erdmann, in seiner Entrüstung sowohl den Junker aus der Sorauer Herrschaft verwiesen, als auch den alten Waldwärter Knall und Fall seines Dienstes ent-

lassen hatte, bezeugte, daß er durchaus nichts von dem Urkundendiebstahl gewußt, er würde sonst gezwungen gewesen sein, Rücksichten gegen den Junker zu nehmen. Demnach folgerte die Gräfin ganz logisch, daß seine Gemahlin, die ihr bitterfeind war, nicht ohne Kenntniß dieses Vorgangs und mit dem Kanzler Heinsius im geheimen Einverständniß sei. Gelang es ihr, die Enthüllung des Documentendiebstahls zu ermöglichen, so führte sie dadurch einen harten und schweren Schlag gegen ihre Feindin, den diese sobald nicht verwand.

Die aus dem Waldhause Entflohene konnte vielleicht dazu beitragen. Der alte Waldwärter und sein Weib erzählten übereinstimmend, daß die junge Person mit ihrem kleinen, kaum drei Monate alten Kinde ein sehr elendes Dasein geführt habe. Sie hätten sie oft mit dickverweinten Augen gesehen und den Abend vor ihrer Flucht, als der Junker zu Besuch gekommen, hätte es zwischen beiden einen sehr bösen Auftritt gegeben. Sie habe so entsetzlich geweint, daß sie es bis in ihr Häuschen gehört hätten, und die Frau habe deshalb zu ihrem Manne gesagt: „Alter, so kann das nicht fortgehen, Du mußt dazwischen fahren, der Junker erschlägt sie am Ende. Das können wir bei Gott nicht verantworten.“ Sie wären von der Hinterseite ins Waldhaus eingetreten und hätten gehört, wie die junge Person mit von Thränen erstickter

Stimme dem Junker zugerufen: „Wenn es eine göttliche Gerechtigkeit gibt, so muß sie Dich finden, und vergrübst Du Dich Meilen tief in die Erde. Du hast mich namenlos unglücklich gemacht und ins Elend gestürzt. Ich kann nicht einmal mehr für meinen Vater beten, ohne mich selbst zu verfluchen, denn ich reichte von Dir verblendet die Hand zu seinem Untergange, ich stahl ihm die Schlüssel und nun liegt er im Kerker um meinetwillen. Im Kerker! Großer Gott, hast Du keinen Blitz, mich zu erschlagen?"

Der Junker habe hellauf gelacht, ihr einen bösen Schimpfnamen an den Hals geworfen und ihr gedroht, sie zu erwürgen, wenn sie jemals wieder sich einfallen ließe, ihm Vorwürfe zu machen, denn an ihr sei schon kein guter Faden gewesen, als er sie habe kennen lernen. Dann habe er das Waldhaus verlassen, und da die junge Person sich ruhig verhalten, seien auch sie in ihr Häuschen gegangen.

Am andern Vormittage habe sich's gezeigt, daß die junge Person mit ihrem Kind in der Nacht entflohen sei. Keine Nachforschung hätte ein Resultat ergeben, und als der Junker das gehört, habe er frohen Herzens gerufen: „Sie ist zum Teufel gegangen, desto besser, da bin ich sie los!"

Die Gräfin ließ nichts unversucht, in aller Stille der

Entflohenen auf die Spur zu kommen. Niemand auf mehrere Meilen in der Runde konnte sich jedoch entsinnen, ein ähnliches Frauenzimmer mit einem Kinde gesehen zu haben. Die Nachforschungen mußten aufgegeben werden. Der alte Waldwärter und sein Weib starben nach einigen Jahren und hinterließen einen Enkel, einen jungen anstelligen Burschen von ungefähr fünfzehn Jahren, der seines aufgeweckten Wesens wegen von der Gräfin zu einem Oberförster in die Lehre gegeben wurde.

Ueber dem im Dresdner Archiv geschehenen Documentendiebstahl lag tiefes Stillschweigen; die Gräfin erfuhr den im Königsteiner Kerker erfolgten Tod des Archivars, mit welchem dies räthselhafte Ereigniß begraben zu sein schien, denn es verlautete nichts mehr von dem Verbrechen; selbstverständlich aber blieb der Nachtheil, der durch die entwendeten Documente den Ansprüchen der Halbauer Grafenfamilie bei irgend einem Sterbefall eines der Ihren zugefügt wurde, und diese Ueberzeugung prickelte unablässig an der Gräfin, die nichts sehnlicher wünschte, als auf irgend eine Weise sich rächen zu können. Ihr Haß gegen ihre Schwägerin, die heilige Sorauerin, wie sie sie nannte, war unauslöschlich. Erinnerte sie sich an des verstorbenen Waldwärters und seines Weibes Erzählung von dem nächtlichen Vorgange zwischen dem Junker und seiner von ihm mißhandelten Geliebten im Waldhause

Marienhaus, so bedauerte sie nichts mehr, als daß es ihr nicht gelungen, die Spur der schönen Sophie zu entdecken; dann hätte sie mindestens einen wichtigen Theil, wenn nicht das Ganze des verbrecherischen Geheimnisses in der Hand gehabt. Sie gab jedoch die Hoffnung nicht auf, eines Tages doch noch das Räthsel zu lösen oder gelöst zu sehen.

In des Waldwärters Enkel, Curt, hatte sie eine lebendige Erinnerung an die aus Marienhaus Entflohene. Seine Großmutter und er hatten Fiekchen in der tiefen Einsamkeit des Waldhauses bedient. „Die erkenne ich nach hundert Jahren wieder", hatte Curt behauptet. Nun, hundert Jahre dauerte es freilich nicht, bis sich seine Behauptung bestätigte, nur an acht Jahre. Als ein hoch aufgeschossener, stattlicher Bursche war er nach sehr gut überstandener Lehrzeit an einen reichen Herrn, der im Osnabrückschen bedeutende Ländereien hatte, von der Gräfin empfohlen worden. Bei einem nur einen Tag und eine Nacht dauernden Aufenthalt des reichen Cavaliers in der Stadt Osnabrück hatte er dessen Erlaubniß benutzt, mit ein paar andern Dienern desselben die Vorstellung eines Seiltänzers zu besuchen. An der Kasse saß Fiekchen Weber.

Sie erkannte ihn in seiner glänzenden Jägerlivree nicht, er aber sie auf den ersten Blick. Einige Worte, die er

ihr zuflüsterte, machten sie im höchsten Grade bestürzt. Später verschwand sie von der Kasse; Curt sah sie, soviel Mühe er sich auch gab, nicht wieder. Auf seine Frage, wer die hübsche junge Frau gewesen, die an der Kasse gesessen, erhielt er die Antwort: Die Frau Principalin. Ihr Name, den man ihm nannte, war ein italienischer, den er schnell vergaß und, da er sehr zeitig des Morgens mit seinem Herrn abreiste, auch keine Gelegenheit hatte, sich wieder ins Gedächtniß zu rufen. Er verfehlte jedoch nicht, seiner Gönnerin, der Frau Gräfin, Bericht über dieses Wiedersehen abzustatten.

Jetzt, wo sie ihren Sohn dem Testament ihres verstorbenen Gemahls gemäß an dessen Stiefgroßmutter hatte zur Erziehung übergeben müssen, war ihr ohnehin bitterer Haß gegen alle, die zur Familie Promnitz gehörten, womöglich noch gestiegen und ihr einziger Gedanke der, einen Act der Rache gegen sie auszuführen. Konnte es eine tiefer einschneidende Rache geben, als wenn sie den Beweis beibrachte, daß beim Documentendiebstahl im Dresdner Archive ihre Schwägerin nicht unbetheiligt gewesen sei?

Das Resultat ihrer Combinationsfähigkeit gab sich in der Heinze gegebenen Weisung kund. Sie war reich, brauchte keine Summe zu scheuen, um ihre Rachelust zu befriedigen, und der Gedanke an die Möglichkeit, die hei-

lige Sippschaft brandmarken zu können, that ihr ungemein wohl.

Weniger gut gestimmt als seine Herrin fühlte sich ihr Secretär Heinze.

Die Erinnerung an den Junker von Oertzen versetzte ihn in Angst. Er war ja dessen Mitgenosse bei dem Verbrechen gewesen, welches die Gräfin entdeckt zu sehen wünschte. Für ein ansehnliches Stück Geld hatte Heinze von seiner Fähigkeit, Handschriften nachzuahmen, eine glänzende Probe abgelegt, indem er an Stelle des Schreibens des Archivars an den Grafen Promnitz auf Halbau, welches Rasmus dem Junker von Oertzen auf die Dauer einiger Stunden überliefert, ein anderes verfertigte. Dieses falsche Schreiben ward später die Ursache, den Archivar, der darin seine Handschrift nicht leugnen konnte, der planmäßigen Unterschlagung der Urkunden schuldig zu finden. Auch bei Fiekchen's Flucht war Heinze als Helfershelfer des Junkers betheiligt gewesen.

Die Noth hatte ihn gezwungen, bei der Gräfin als deren Secretär in Dienst zu treten, da er jahrelang mit sehr kärglichen Stellungen hatte vorlieb nehmen müssen, indem er in dieser Beziehung durchaus nicht vom Glück begünstigt worden und immer in sehr ärmlicher Lage geblieben war. Bei dem Charakter dieser Dame war es eine Art Martyrium, ihr Untergebener zu sein, und da keiner der

Diener wegen der stark hervortretenden Neigung ihrer Herrin zu Gewaltthätigkeiten lange aushielt, so war natürlich auch Heinze bedacht, sich bei Zeiten nach etwas Anderem umzusehen. Die Furcht, daß durch ein Ungefähr die Gräfin zur Entdeckung seiner Theilnahme an dem schnöden Betruge gelangen könne, ängstete ihn fortwährend und er trachtete darnach, die Aussicht festzuhalten, welche sich ihm für die Zukunft bot. Diese Aussicht bestand in seiner Verheirathung mit Sabine Nitzschold.

Heinze's Neigung zu ihr war nicht von der leichtfertigen Art, von der man zu sagen pflegt: Aus den Augen, aus dem Sinn. Daß er vor Jahren, als er beim Geheimrath von Reisewitz in Dienst gestanden und nach dessen Tod frei geworden war, sie dahin beredet hatte, heimlich ihre Mutter zu verlassen und mit ihm zu fliehen, lag in der Nothwendigkeit, sie dem mütterlichen Zorn zu entziehen, der sich über ihrem Haupte entladen mußte, sobald ihr ängstlich verhehlter Zustand derselben offenbar wurde. Die Flucht mißglückte, und während Heinze fern von Dresden sich befand, gab Sabine einem Knäblein das Leben. Ihre Mutter hatte mit großen Opfern die Schande der Tochter glücklich vertuscht, das Kind wurde bei einer armen Frau erzogen und es gelang der Mutter, bei der durchlauchtigen Frau Kurfürstin Sabine in Dienst zu bringen; aber zwischen dieser und dem Heinze war

durch diese Trennung das frühere Verhältniß keineswegs aufgehoben, sie blieben in selbstverständlich geheimer brieflicher Verbindung mit einander.

Der Mutter schweres Siechthum war die Ursache gewesen, daß Sabine aus dem Dienste ihrer hohen Herrin schied. Voraussichtlich mußte der Tod der alten Frau Siechthum in nicht allzuferner Zeit ein Ende machen, und es war natürlich, daß Sabine der Gedanke an ihre endliche Vereinigung mit Heinze vor allen andern beschäftigte.

Durch Herrn Dinglinger eingeführt, verkehrte auch Jürg Weber bei Nitzscholds. Die kranke Frau hatte seine Aeltern, seine Schwester gekannt, war sogar mit seiner Mutter herzlich befreundet gewesen, und des jungen Mannes gegen sie geäußertes freundliches Wesen machte ihr schon um deswillen viele Freude, als sie darin nicht nur einen zarten Beweis seiner Kindesliebe zu der verstorbenen Mutter, sondern auch einen ihr wohlthuenden Dank für ihre dieser bewiesene Freundschaft erblickte. Jürg gelang es, auch Sabine für sich zu gewinnen, und weil diese Niemand hatte, dem sie Vertrauen schenken, und wohl voraussetzen konnte, daß der Hofjuwelier, dem als Freund ihrer Mutter ihre Vergangenheit nicht unbekannt geblieben, ihn wenigstens theilweise damit vertraut gemacht habe, so fand sie es gerathen, ihre Angelegenheiten vor ihm nicht zu verheimlichen, und er erfuhr zu seiner

Freude, daß Heinze ihr mitgetheilt habe, seine Gräfin werde nach Dresden kommen, er also mit. Heinze war der Einzige, von dem er über den Junker von Oertzen und die Leute hier, mit denen dieser verkehrt hatte, etwas Sicheres erfahren konnte. Es fuhr Jürg sogar der Gedanke durchs Hirn, es sei gar nichts Unmögliches, daß Heinze selbst in gewisser Weise bei dem Verbrechen betheiligt gewesen, er unterdrückte aber diese ihm öfter kommende Vermuthung. Sabine durfte nicht das Entfernteste davon merken, ja er bat sie, in ihrem Briefe an Heinze seiner Person keine Erwähnung zu thun. Sabine glaubte in dieser Bitte die Vorsicht zu erblicken, Heinze nicht etwa eifersüchtig zu machen, und obwohl ihr das lächerlich vorkam, so befolgte sie doch diesen Rath.

Plötzlich erhielt sie eines Vormittags einen Zettel, auf dem Heinze ihr seine Ankunft in Dresden anzeigte und sie bat, einen Ort ihm anzugeben, wo er sie am Abend des nächsten Tages sprechen könne. Sie gab das Gasthaus zur Schnecke an der Weißeritz an, wo sie im Geleit einer Freundin, die daselbst bekannt sei, ihn erwarten wolle. Jürg, der mit August Rasmus als Freund verkehrte und ihn oft an freien Sonn- und Feiertagsabenden besuchte, hatte Sabinen die Schnecke als passendsten Ort vorgeschlagen, und da der Abend, an welchem Heinze eine Zusammenkunft mit ihr wünschte, gerade einem Sonntage

gehörte, so versprach er ihr, mit Else sie abzuholen, damit ihr guter Ruf nicht leide.

Else war ungemein überrascht, ihn, der scheinbar die Großmutter und vor allen Dingen sie vernachlässigt hatte, indem er immer seltener zu ihnen zu Besuch kam, sich am zeitigen Nachmittage schon einfinden zu sehen. „Da möchte unsereins wohl mit Handkuß für die hohe Ehre danken, die der Herr Jürg uns erweist?“ fragte sie ironisch. „Du mein Gott, man weiß gar nicht recht, wie man mit so fürnehmen jungen Herren umzugehen hat, um nicht etwa mit Redensarten anzustoßen.“

„Kann man sich ganz gut denken, Jungfer Else“, scherzte Jürg. „Man sieht's Ihr an, daß Ihr die Demuth ins Blut getreten; aber unsereiner ist viel zu barmherzig und menschenfreundlich, um Sie so elend zu Grunde gehen zu lassen, darum komme ich, Ihr —“

„Gebe Er's nicht zu hoch, Mosje Jürg, 's ist schon mancher Schieferdecker vom Dache gefallen, Seinem Hochmuthe kann's auch passiren. Ich wüßte nicht, an was ich elend zu Grunde gehen sollte.“

„Am Schweigen“, lachte Jürg.

„Am Schweigen?“ Else schien von seinem Lachen entweder angesteckt oder etwas, wovon Niemand anders als sie wußte, machte ihr so viel Vergnügen, daß sie unwillkürlich mit einstimmte. „Nu, 's geht ja ganz prächtig;

ich sehe es ein, daß man sich beim Schweigen ganz gut befinden kann", sagte sie. „Es ist immer eine heimliche Freude, etwas mehr als andere Leute zu wissen, und wenn sich eine ganze Stadt den Kopf zerbricht über das, was sie nicht weiß, ist es erst recht ein Hauptspaß, wie ein kleiner Gott darüber lachen zu können. Das versteht der Herr Jürg nun freilich nicht trotz seiner eingebildeten Vornehmheit; aber ich verstehe es und befinde mich ganz gut dabei. Ja, ja, Herr Jürg, der alte Jesus Sirach hat Recht: Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gottesgabe."

„Freilich hat er Recht!" rief Jürg, der nicht ahnte, daß der Rede Else's ein tieferer Sinn zu Grunde lag. „Meine Gottesgabe bist Du und deshalb will ich auch heute das Schweigen brechen über das, was mich abhielt, öfter zu Euch zu Besuch zu kommen."

„Das wolltest Du?" fragte Else erstaunt.

„Deswegen bin ich ja da, närrisches Ding. Komm ins Stübchen zur Großmutter, die soll's mit hören, denn sie hat ein Recht darauf, Alles zu wissen, was ich Dir zu sagen habe. Sie ist die Urheberin dessen, was ich Dir verschweigen mußte, weil Herr Dinglinger dies für nothwendig erachtete, da ein Geheimniß, wie er ganz richtig sagt, eben nur so lange geheim bleibt, als der, den es angeht, es allein für sich behält."

Else war ganz perplex. Der Jürg wollte von was Geheimem erzählen und die Großmutter und der Hofjuwelier wußten darum! Das war ja das Außerordentlichste, was geschehen konnte und was sie kurz vorher noch gar nicht als möglich sich hätte denken können. Mit Erstaunen hörte sie seiner Erzählung zu.

Also nur deshalb hatte er die Bekanntschaft mit Nitzscholds angeknüpft, um eine Spur derjenigen Personen aufzufinden, welche mit Herrn von Oertzen in näherer Beziehung gestanden hatten? Else's Wangen brannten in tiefer Scham um ihres ungerechten Argwohns willen. Jürg wurde von dem Gedanken an die Möglichkeit, das verbrecherische Gewebe zu entdecken, das seines Vaters ehrlichen Namen gebrandmarkt, dessen Tod im Kerker veranlaßt, seine Mutter in Gram und Verzweiflung gestürzt hatte, so heftig aufgeregt, daß ihm unbewußt Thränen über die Wangen rollten. Unwillkürlich griff Else nach seiner Hand und küßte sie.

„Aber, Mädel, was treibst Du denn? Was soll denn das Händeküssen?" fragte er verwundert.

„O nimm's nur hin, Du herzensguter Junge", sagte sie in offenbarer Rührung, „ich weiß schon, warum ich's thue. Ich habe Dich in bösem Verdacht gehabt und bin ein einfältig Ding gewesen. Verstehst Du's nun?"

Die Großmutter sagte: „Mit mir könnt's alle Tage

zu Ende sein, denn ich schaffe nichts mehr in der Welt, ich bin ein altes, gebrechliches Weibsbild, das drei Ellen tief unter der Erde am besten aufgehoben ist; aber wenn's der Herrgott recht gnädig mit mir machen will, soll er mich's noch erleben lassen, das Verbrechen an Deinem Vater aufgeklärt zu sehen. Das möchte ich noch erleben, dann will ich mit dem frommen Simeon sagen: Herr, nun lasse Deinen Diener in Frieden dahinfahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen."

Else hatte es in sich, recht liebenswürdig sein zu können, und als sie heute Abend die Bekanntschaft mit Sabine Nitzschold machte, war diese bald so sehr von ihr eingenommen, als wäre jene eine lang erprobte Freundin von ihr. Else's kräftiges, resolutes Naturell, einmal in heitere Stimmung versetzt, tönte klangvoll fort wie eine lange nachschwingende Saite. Das war nichts Gemachtes, Gesuchtes, sondern der natürliche Erguß eines fröhlichen Herzens.

„Wenn Er mit Seiner Else nicht glücklich wird, Mosje Jürg, da gibt's kein Glück mehr auf Erden", bemerkte Sabine auf dem Wege nach dem Gasthause zur Schnecke.

„Ich wüßt' auch gar nicht, warum der Jürg mit mir nicht ein Leben wie im Himmel führen sollte!" meinte Else lachend. „Ich lebe ja ganz nach Jesus Sirach.

Der hat's Schwarz auf Weiß in der Bibel gesagt: Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gottesgabe. Nun, die bin ich, darauf kann ich's heilige Abendmahl nehmen."

Jürg und Sabine lachten, denn es klang zu drollig. Sie wußten freilich nicht, daß Else mit Schweigen ein Geheimniß verhüllte, von dem nur sie allein in der ganzen Stadt wußte. Und darauf war sie ungemein stolz, sie kam sich wie ein Held vor, der eine Großthat ausgeführt hat, nur mit dem Unterschiede, daß ein solcher vor der ganzen Welt bewundert wird, sie aber in die Nothwendigkeit sich versetzt sah, sich allein zu bewundern; aber wie ein frischer Wind die Segel bläht, so war wirklich dadurch ein frischer Hauch in ihr Wesen gedrungen, sie empfand hohe Befriedigung in dem Bewußtsein, daß zwei Menschen in der Ferne ihrer mit Dank gedachten.

Wie gern hätte sie das Geheimniß ihrem Jürg vertraut, aber hatte der nicht selbst gesagt, daß der Herr Hofjuwelier der Meinung sei, ein Geheimniß bleibe nur so lange geheim, als der, den es angehe, es allein für sich behalte? Und nur sie allein ging es an, deshalb geschah dem Jürg kein Abbruch, kein Unrecht, wenn sie darüber schwieg.

In der Schnecke war es heute zum Sonntagabend ziemlich leer. Der prächtige Abend hielt die Leute im

Freien gefesselt, erst die spätern Abendstunden führten sie in die Stadt zurück. Heinze war noch nicht da, nur einige Bürger saßen beim Bierkruge.

Zu Else's Erstaunen trat der Krümel-Schneider mit Frau und Kindern und seinem Wohnungsnachbar, dem Rathsschreiber, nebst dessen schwerhöriger Schwester auch ein. Der Krümel-Schneider versicherte hoch und theuer, jetzt erst wisse er, wie den Kindern Israels zu Muthe gewesen, ehe Moses mit seinem Stabe Wasser aus dem Felsen geschlagen habe. Einen so grimmen Durst hätte er nicht einmal auf seiner großen Reise nach Nördlingen erlitten, wie heute. Rathsschreiber Gutbier schien ganz wohlauf zu sein, sein trübes melancholisches Wesen ihn verlassen zu haben, er lachte herzlich über die Ungeberdigkeit seines kleinen Wohnungsnachbars, der der Jungfer Else, die er redselig begrüßt hatte, triumphirend zuflüsterte:

„Sehe Sie einmal den Gutbier an, Jungfer. Den habe ich gründlich kurirt! Das soll mir 'n Doctor von Profession nachmachen! Wird's bleiben lassen."

Ein Wagen fuhr vor. Der August kam mit dem Sorauer Hofschneider und dessen Tochter von einer Spazierfahrt zurück. Frau Rasmus konnte nicht Worte genug finden, um ihre Freude auszusprechen, daß der Jungfer Malchen der Ausflug zu Wagen so gut gefallen habe.

„Muß mir's erst bequem machen", sagte der Hofschneider. „Werde bald wieder unten sein, lasse Dich in guter Gesellschaft zurück."

Allmälig füllte sich die Gaststube. Frau Rasmus hatte alle Hände voll zu thun, denn der August spielte den Galanten bei Jungfer Malchen, und ihn in dieser süßen Beschäftigung zu stören, wäre ihr als etwas ganz Unverantwortliches erschienen, denn eine Dreitausendthalerpartie fand sich nicht gleich wieder. Jürg Weber empfand eine gewisse Langeweile, er wartete sehnsüchtig auf das Erscheinen Heinze's. Indeß überraschte ihn eine Bekanntschaft, die er flüchtig vorübergehend gemacht und die er hier wiederzufinden durchaus nicht erwartet hatte.

Der Handelsreisende Herr Gruner von der hochansehnlichen Firma Jakob Wirth zu Augsburg trat in die Gaststube und ging nach dem Seitenstübchen. Freilich konnte sich's Jürg nicht erklären, einen Herrn, der, wie ihm sein Principal gesagt hatte, Associé und Schwiegersohn in spe eines so renommirten Handelsherrn sei, in einem Gasthause dritten Ranges verkehren zu sehen, während andere Handelsreisende gewöhnlich Gasthäuser, die höhere Ansprüche an Eleganz und Bequemlichkeit erfüllen konnten, zu ihren Stationen erkoren; aber die Manieren des Fremden waren so artig, daß er dessen

Einladung, ihm ein Viertelstündchen zu schenken, unmöglich ablehnen konnte.

„Werde Dich hier einstweilen vertreten", sagte August in guter Laune. „Hoffe doch, daß die ehrsamen Jungfern damit zufrieden sein werden."

„Lasse sich der Herr Jürg ja nicht abhalten", redete Sabine.

„Also mit allgemeiner Erlaubniß", scherzte der Fremde, sich gegen die Frauenzimmer verbeugend. „So komme Er denn, Herr Jürg!" Und sich besonders zu August wendend, sprach er: „Lasse Er uns eine Flasche Wein von Seinem besten und zwei Gläser da hinein bringen." Jürg's Arm in den seinen nehmend, verschwanden beide in dem Seitenstübchen.

Sabinen brauchte nicht lange mehr auf Heinze's Eintreffen zu warten, und da etwas später auch der Herr Hofschneider sich einfand, so hatte jeder Theil der kleinen Gesellschaft seinen Unterhaltungskreis für sich.

Jürg war nicht an Weingenuß gewöhnt. Der Fremde hatte ihn bewogen, ein paar Gläser in rascher Aufeinanderfolge zu trinken — es war unmöglich, dessen verbindliche Einladung abzuweisen — und Jürg's Wangen glühten von dem belebenden Geiste des sonst sehr selten für ihn fließenden Getränks. Einen bessern Gesellschafter als Herrn Gruner konnte es nicht geben, er ließ auch nicht

die geringste Pause im Gespräch eintreten, er wußte immer etwas Neues, Interessantes aufs Tapet zu bringen.

Eben erzählte er von seinen Erlebnissen auf einer Reise jenseits des Rheins, als von ihnen unbeachtet die Thür zur Küche geöffnet wurde und Rasmus eintrat. Anfänglich schien es, als wollte er in die Küche zurücktreten, indeß das von Gruner Erzählte mußte ihn außerordentlich interessiiren, denn er blieb stehen und horchte gespannt. Die Beiden saßen ihm mit dem Rücken zugewendet, sie konnten ihn also nicht sehen, auch war das Geräusch in der nebenan befindlichen Gaststube zu lebhaft, als daß sein leises Kommen ihn hätte verrathen können.

Rasmus' Gesicht zeigte wieder den jähen Uebergang von höchster Abspannung zum Straffwerden. Er neigte den Oberkörper und besonders den Kopf vor, als läge ihm daran, jedes Wort des Erzählenden aufzufangen; geräuschlos trat er den Beiden näher, bis er ziemlich dicht neben dem Fremden stand, der, Jemand neben sich bemerkend, auffahrend fragte: Was soll's? Was will Er?"

„'s ist Herr Rasmus, der Wirth der Schnecke", sagte Jürg begütigend.

Beide Männer standen, einander anstarrend, gegenüber. Der Fremde schien für den Augenblick alle Geistesgegenwart verloren zu haben, man hätte glauben sollen,

er sähe ein Gespenst vor sich, dessen Anblick ihm allen Muth genommen und ihn stumm vor Schreck gemacht habe. Plötzlich schrie Rasmus gellend auf: „Oertzen! Junker von Oertzen!“

„Wie? Junker von Oertzen?“ rief Jürg, durch den Namen gewaltig aufgerüttelt. „Der Entführer meiner Schwester?“

In diesem Moment schien dem Fremden der volle Muth zurückgekehrt zu sein. Rasmus einen Stoß vor die Brust versetzend, der diesen zurücktaumeln machte, würde er mit einem Sprunge durch die in die Küche führende Thür sich der doppelt gefährlichen Begegnung entzogen haben, wenn nicht Jürg mit raschem Griff ihn beim Rockschooße gepackt und zurückgerissen hätte. Mit einer Wuth, wie ein Raubthier sie äußert, wenn es sich in seiner Flucht gehindert sieht, wandte sich der Fremde gegen Jürg, der alle Gefahr vergessend sich sofort auf ihn warf. Es gab ein heftiges Ringen zwischen ihnen.

Jürg hing einer Schlange gleich am Leibe seines Gegners, der sich vergebens von ihm zu befreien suchte. Rasmus hatte sich von dem empfangenen Stoße erholt und leistete nun Jürg Beistand. Seine heisere Stimme kreischte gleich dem widrigen Geschrei der ein Aas umkreisenden Krähen in aufflammender Wuth: „Das soll

Deine letzte freie Stunde sein, Junker von Oertzen! Du sollst keine Urkunden mehr stehlen."

Sein Angriff aber ward von dem Fremden auf eine Weise abgewiesen, die ihn sofort unfähig machte, dessen linken Arm festzuhalten. Es war jenem gelungen, mit ungeheurer Kraftanstrengung seine Rechte dem ihn umschlingenden Jürg zu entreißen, und sie rasch in seine Rocktasche versenkend, zog er sie im Nu mit einem Dolchmesser bewaffnet wieder hervor und augenblicklich fuhr die scharfe Klinge in Rasmus' Brust.

„Mord! Mord!" kreischte der Getroffene. „Mörder! Zu Hülfe! Zu Hülfe! schrie Jürg, der im Lichtscheine das Funkeln der Klinge gesehen hatte und Rasmus niederstürzen hörte.

In der Gaststube hatte man den Hülferuf vernommen, die Thür wurde aufgestoßen, man drang herein, sah Rasmus am Boden liegen und den mit dem Fremden ringenden Jürg, der dessen Rechte gepackt hatte und sie fern von sich hielt, um sich vor der von ihr geführten Klinge zu schützen.

„Junker von Oertzen! schrie eine schlarrende Stimme, es war die des Sorauer Hofschneiders. „Junker von Oertzen! rief ein Anderer von den Eingedrungenen. Der jähe Schreck, Leuten, die ihn kannten, sich gegenüber zu sehen, machte den Junker für einen Moment wehrlos.

Jürg ward in diesem Augenblick seiner Herr; aber auch nur scheinbar, denn die Gefahr, in der jener schwebte, war so gebieterisch für ihn, daß er sofort seine Geistesgegenwart wieder gewann und mit verzweiflungsvollem Kraftaufwand sich Jürg's zu erwehren suchte. Der Vortheil neigte sich sofort auf seine Seite.

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!" stöhnte Jürg, „er erwürgt mich!" Einen Moment später fiel er wie leblos zu des Junkers Füßen nieder. Jetzt stürmte man auf den Junker ein, doch man konnte sich seiner nicht bemächtigen. Mit Blitzesschnelle flog seine Rechte mit dem Dolchmesser vor den Augen der auf ihn Eindringenden im Kreise umher, man wich zurück, einer wurde im Gedränge vorgestoßen und der scharfe Stahl riß ihm augenblicklich eine tiefe Wunde am Halse, er taumelte zurück, ein starker Blutstrahl färbte die weiße Halsbinde des Getroffenen. Das Entsetzen darüber schlug die Angreifer für den ersten Augenblick mit Muthlosigkeit und der Junker übersah den sich ihm bietenden Vortheil nicht. Mit einem Satz sprang er in die Küche und stürmte aus dieser die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Mit dem Geschrei: „Mord! Mord!" tobte man ihm nach. Man kam zu spät, das Zimmer war verriegelt, als man hinaufkam.

„Dem Ersten, der einzubrechen wagt, jage ich eine

Kugel durch den Kopf!" scholl es von drinnen heraus. Keiner wollte das sichere Opfer sein.

Man schrie nach der Stadtguardia und wie seltsam! der Flur füllte sich mit dieser, als man kaum den Wunsch nach deren Beistand ausgesprochen. Sie kam, aber nicht des eben erzählten Vorgangs wegen, von dem sie ja nichts wissen konnte, sondern unter Anführung einer Magistratsperson, um den Straßenräuber festzunehmen, der vor wenigen Tagen auf dem Wege von Freiberg nach der kurfürstlichen Residenz einen Handelsreisenden mittels eines Steinwurfs vom Pferde gestürzt und für todt an der Straße habe liegen lassen, sich, nachdem er ihn ausgeplündert, des Pferdes bemächtigt, auf der Straße nach Dresden fortgeritten, an selbigem Abend hier angekommen und in diesem Gasthause eingekehrt sei. Der Bürgersmann, der ihn vom Freiberger Schlage hierher gewiesen, befand sich an der Seite des Magistratsherrn.

Die Stadtguardia nahm nun die Stelle der Gäste ein und erließ vor der geschlossenen Zimmerthür stehend Aufforderung um Aufforderung an den drinnen sich Befindenden, gutwillig zu öffnen. Keine Antwort erfolgte. „Der Kerl ist verteufelt tückisch", sagte der Rottmeister. „Aber hinein müssen wir, also brecht auf!" Als dieser Befehl vollzogen und der Eingang in die finstere Stube frei war, zögerte man noch, einzutreten. Nun wurde

Licht gebracht — das Zimmer war leer, die Fenster standen offen. Nach eifriger Durchsuchung kam man zu der Ueberzeugung, daß der Gesuchte mittels eines Sprunges in die unten vorüberfließende Weißeritz sich salvirt habe, also von seiner Haftnahme keine Rede sein könne. Indeß eine Person stellte sich freiwillig zur Haft.

Unten in dem Seitenstübchen lagen Rasmus und der Andere, dem des Junkers von Oertzen herumflirrendes Dolchmesser den Hals durchschnitten, als tödtlich Verwundete. Der letztere war der Secretär der verwittweten Gräfin Promnitz auf Halbau. Jürg Weber hatte sich von dem ihn ersticken sollenden Kehldrucke unter des Junkers Hand wieder erholt.

„Komm Er, Nachbar Gutbier", zischelte der Krümel-Schneider dem Rathsschreiber zu, „hier ist schlecht sein, hier wollen wir uns keine Hütten bauen."

„Geh Er nach Hause, nehme Er meine Schwester mit, ich habe einen andern Weg zu machen", lautete die Antwort.

„Plagt Ihn denn schon wieder Seine verdammte Narrheit?" eiferte jener; aber der Rathsschreiber hörte nicht auf ihn, sondern trat zu dem Magistratsherrn, mit dem er eine Weile leise redete; dann hörte man diesen sagen: „Rottmeister, den Mann hier bring' Er in Gewahrsam!"

Der Krümel-Schneider schien seine fünf Sinne zu verlieren, als er seinen Nachbar von vier Bewaffneten fortführen sah. „An solcher Nachbarschaft kann der gescheidteste Kerl zu Grunde gehen", sagte er kleinlaut, dem Abgeführten nachschauend, und auf die Stirn deutend, fügte er bei: „Der hat's! Der hat's wirklich!"

Viertes Kapitel.

„Eine rothe Devisa! Eine rothe Devisa!" brüllte die Zuschauermenge, daß der Circus wie von einem mächtigen Donnerschlag erbebte. Rauschende Trompetenfanfaren, von Paukenwirbel unterstützt, steigerten den Volksjubel bis zum scheinbaren Wahnsinnsausbruch. Es gibt nichts in der Welt, was dem Spanier in dem Moment, wo der Kampfstier in die Arena tritt, wichtiger erscheinen könnte als eben das Auftreten dieses Vierfüßlers. Der Stier mit der rothen Devise versetzt ihn in die höchste Aufregung.

Nur besonders gezüchtete Rassestiere tragen die Auszeichnung der rothen Bandschleife. Von ihnen ist Muth, Ausdauer und Kraftäußerung zu erwarten, wie von keinem andern seines Geschlechts, welcher nicht mit der

rothen Schleife als Creditiv seiner edlen Abkunft angethan ist.

Ein Cavalier unter seinesgleichen, schert sich der Gehörnte den Teufel um Sonnenglanz, Musik und Geschrei und schreitet bedächtig und ernst, wie große Herren zu thun pflegen, Alles um sich her ignorirend, aus seinem Zwinger. Er ist in der That ein Prachtstück, hat feines, glänzendes Haar, einen langen, elastischen Schweif, gelenkige Kniee kleine Hufe, starke, schwarze, nicht zu lange Hörner, bewegliche runde Ohren und dunkle feurige Augen. Seine Gestalt ist imposant, herkulisch ohne massige Schwerfälligkeit. Man kann ohne Uebertreibung von ihm sagen, seine Abkunft und die Zucht oder vielmehr die Pflege, die er genossen, haben einen Edelherrn aus ihm gemacht. Und weil seine Erscheinung eine so vollendet schöne ist, durchbraust den Circus auch ein solcher Jubelsturm.

Im Tendido, dem untern Platz des weiten Amphitheaters, von wo aus man den besten Ueberblick über das Ganze genießt, scheint der Rausch, den der Anblick des schönen Kampfstiers bei allen bewirkt, kein Ende nehmen zu wollen. Die jungen reizenden Manolas, jene verlockenden Evastöchter, welche ein leichtes, lustiges Schmetterlingsleben führen, ohne jedoch frech zu sein, deren ganzer Reichthum meist nur in der schwarztaffetnen

Basquina (Ueberkleid) und in der Mantilla (Schleier) besteht, die sie so wunderbar malerisch um sich zu drapiren wissen, sind außer sich über die tadellose Erscheinung des Gehörnten. Der Tendido ist der Sammelplatz eines Ständegemisches ohnegleichen und Abbés und Canonici wetteifern mit den lustigen Manolas in Jubelrufen, die dem Träger der rothen Devise gelten und diesen sehr gleichgültig lassen. Doch plötzlich bleibt er stehen, er riecht das vor kurzem vergossene, den Boden netzende Blut eines seines Geschlechts und ein tiefes Schnauben folgt der Erkenntniß, in eine Mörderhöhle gerathen zu sein. Mit dumpfem Brummen erhebt er das gehörnte Haupt und kaum erblickt er die im Circus stehenden Banderilleros, als er wüthend auf sie zustürzt, die gleich Spreu im Winde auseinanderstieben und auf gut Glück über die Barrière springen, welche die Arena von dem Zuschauerraume trennt und letztern sichert.

Im Nu reiten auch die Picadores ein. Um die Wuth des Thieres aufs äußerste zu steigern, kitzeln sie es mit ihren langen Lanzen so schmerzhaft, daß es bald aus zahllosen Wunden über und über blutet. Weißer Schaum entquillt dessen Maul und rasch hinter einander zerfleischt es mit seinen Hörnern vier Pferde. Einer der Picadores kommt bei dem Zusammensturz seines Kleppers unter denselben zu liegen und er wäre verloren, wenn

nicht augenblicklich Banderilleros und Chulos gleich einem Schwarm Fliegen in das Kampfrund eindrängen, um den wüthenden Stier von dem Gestürzten abzuleiten. Mit ihnen erscheint der Coprador, der durch ein dem Stier vorgehaltenes rothes Tuch diesen reizt, dasselbe, dessen grelle Farbe ihn erst recht in die höchste Wuth versetzt, zu vernichten. Und ein Jubelgeschrei von seiten der Zuschauer feiert den schäumenden Vierfüßler. „Bravo, Toroz!" (Bravo, Stier!) braust es gleich Donnerschall durch den weiten Raum. Dem Picador, der unter dem mit zerrissener Brust am Boden sich wälzenden Rosse liegt, gelingt es, sich glücklich über die Schranken zu flüchten.

Trotz des schweren Kampfes und der vielen Wunden, aus denen das Blut wie kleine Bäche herabrieselt, ist der Stier noch nicht ermüdet, und obgleich die Arena einen scheußlichen Anblick bietet, indem die vier unter entsetzlichen Schmerzen in ihrem Blute sich wälzenden Pferde in der Arena liegen, steigert sich der Ausdruck des Vergnügens der Zuschauer doch zum Grausenerregenden. Ein Ausbruch von Tobsucht scheint alle ergriffen zu haben, die jungen reizenden Manolas sind die Tonangeber und alle Anwesenden folgen ihrem Beispiele. Eine plötzlich in diesen Lärm hineinschmetternde Trompetenfanfare ist das Zeichen für die Banderilleros und Chulos,

sofort vom Kampfplatz zu verschwinden, der Stier und die am Boden liegenden tödtlich verletzten Pferde bleiben allein. Eine momentane Pause folgt, dann scheint der hohle Bau von tausendstimmigem Bravo zusammenbrechen zu sollen.

Der Matador, der Hauptkämpfer, tritt allein auf den Kampfplatz. Eine herrliche Männergestalt! Die Zuschauerinnen gerathen förmlich in einen rasenden Taumel, die vornehmen Damen schwenken ihre Tücher, die Manolas ihre Fächer, von ihren schönen Lippen braust es wie Sturmwehen: „Viva el´ currito Alfonso!“ Der schöne Matador verneigt sich mit der Miene eines Mannes, der sich dieser Huldigung werth weiß. Der Stier scheint gar nicht für ihn zu existiren. An der Schranke steht der von dieser neuen Scene Ueberraschte und betrachtet den Matador mit funkelnden Augen, doch kaum wendet sich dieser ihm entgegen, so senkt er den Kopf und stürzt auf ihn zu.

Jetzt beginnt ein gefährliches Spiel. Im selben Moment, in dem der Stier den Mann schon mit den Hörnern zu-berühren scheint, macht dieser eine kleine Wendung, indem er zugleich ein rothes Tuch abseits schwenkt. Hart an ihm vorüber schießt der von dem rothen Ableiter plötzlich Verblendete, den jener mittels einer raschen Bewegung ihm gleichsam vor der Nase wegzieht. Das

weite Gebäude erdröhnt von Beifallsstürmen. Endlich will der Matador, nachdem er den unablässig auf ihn einstürmenden Stier wiederholt durch geschickte Körperwendungen getäuscht und hart unter seinem Arme, an seiner Brust hat vorüberschießen lassen, den aufs neue im höchsten Stadium der Wuth auf ihn zustürzenden Vierfüßler mit einem kunstgerechten Stoße seines Schwertes im Sprunge fällen, wie er dies Bravourstück schon viele Male zum Entzücken des Publikums und zu seinem höchsten Ruhme ausgeführt hat; aber im selben Augenblick wankt sein linker Fuß, er vermag sich nicht aufrecht zu halten und sinkt aufs Knie, durch welche unwillkürliche Bewegung seine Hand mit dem Schwerte aus der Richtung kommt. Zum Glück für sein Leben braust der Stier an ihm, der sich mit der linken Hand auf den Boden stützt, hart an seiner Rechten, vorüber. Der Anprall des wüthenden, schnaubenden Thieres ist jedoch so gewaltig, daß das Schwert aus der Faust des Matadors weitab in die Arena geschleudert wird.

Todtenstille im weiten Hause.

Man sieht einer furchtbaren Scene entgegen, die mit des berühmten und mit schallenden Vivas begrüßten Stierkämpfers Tod endigen muß. In diesem verhängnißvollen Moment schwingt sich ein junger Mann, der mit einigen Andern ganz vorn an der Brustwehr im Tendido

gesessen hat, über die Schranke, im Nu fliegt sein Degen aus der Scheide, aber auch im Nu stürzt der Stier auf ihn zu, die nächste Sekunde muß den kühnen schönen Jüngling von den Hörnern des Blindwüthigen durchbohrt sehen. Doch die Angst der vornehmen Damen, der reizenden glutäugigen Manolas ist umsonst. Kunstgerecht wie ein alter, vielerprobter Toreador fällt der Fremde mit einem Degenstoße das schnaubende, blutüberströmte Thier mitten im Sprunge, daß es zu seinen Füßen zusammenbricht.

Nun löst sich der Alp des Entsetzens von allen Herzen. Die aufs höchste erregten Zuschauer schreien auf, Vivas durchrauschen gleich Meerestoben die weite Halle, die lustigen Manolas brennen im Jubel über diese kühne That ihre Papierfächer an, schwingen sie über dem Kopf und schleudern sie in den Circus, die hohen Sennoras werfen aus den Logen dem schönen Sieger ihre Blumensträuße zu, alle ohne Ausnahme befinden sich im Zenith der höchsten Leidenschaftlichkeit. Der junge Fremde nimmt keine Notiz von diesem ihm geltenden Jauchzen. Rasch verläßt er den Circus.

Wer ist dieser kühne Toreador? fragt man sich. Niemand weiß es. Darüber indeß sind alle einverstanden, daß Spanien nicht sein Vaterland sei. Man hat ein Märchen erlebt, aber dessen Auflösung fehlt.

Im Hotel von Paris, in der Nähe der Puerta del Sol, gab es in einem der Zimmer, welche einige erst am Nachmittag angekommene Fremde in Besitz genommen hatten, viel Gelächter. Magister Paul Anton, Professor zu Halle und seiner Glaubensrichtung nach Pietist vom reinsten Wasser, erging sich vor einigen jungen Herren über das sündhafte, mordsüchtige Spanien in einer langen, geharnischten, echt deutschen Rede, der man durchaus keine Flüchtigkeit als Makel nachsagen konnte. Da er zugleich ein sehr gelehrter Mann war, ließ er es nicht an gewichtigen Citaten fehlen, die seinen heiligen Zorn aufs eifrigste unterstützen und das Recht seines Strafsermons aufs bündigste zu beweisen im Stande sein sollten.

„Es ist dies hispanische Land eine ungeheure Mördergrube“, schloß der würdige Reiseprediger seine langathmige Rede, „ein Reich, in dem viele Hunderttausende, die nicht an den päpstlichen katholischen Wust glauben konnten und glauben wollten, elendiglich in den Kerkern und auf den Scheiterhaufen zu Grunde gingen. Gott muß dies Land mit Ach und Weh schlagen, denn dessen Sünden und Verbrechen stinken zum Himmel auf. Wie? Hat uns von diesem gegenwärtig regierenden letzten habsburgischen Spanierkönig, Karl II., nicht ein erleuchteter und ganz im Stillen der gereinigten Lutherlehre

anhängender gelehrter Spanier, als wir wegen Eurer Durchlaucht Unwohlsein in der französischen See- und Hafenstadt Bayonne verweilen mußten, gesagt, daß unter der kleinen Zahl seiner Landsleute, die gezwungen sind, um ihrer persönlichen Freiheit willen und wegen ihrer Familien ihre wahre Meinung über das große religiöse und staatliche Elend Spaniens sorgfältigst zu verbergen, die Rede gehe, Gott habe diesen Herrn im Zorn geschaffen, weshalb sein Gehirn wie ausgebrannt und sein Herz von hartem Granit sei? O wehe, wehe, wo solcher König regiert, der noch vor sieben Jahren, um sich einen Sitz im Himmel zu erwerben, ein großes Auto-da-fé abhalten und hundertvierunddreißig Ketzer öffentlich verbrennen ließ! Kann es anders sein, als daß das dumme Volk sich nach dem Beispiele dieses Königs richtet und bei solchen scheußlichen Schauspielen, wie die Stiergefechte sind, jubelt und in Entzücken schwimmt? Und als Diener Gottes und Eurer Durchlaucht wohlverordneter Reiseprediger entblöde ich mich nicht, Eurer Durchlaucht vorzuhalten, daß Höchstdero Kampf mit dem wüthigen Vieh in dem Circus keine Gott besonders wohlgefällige That gewesen. Es will sich nicht für den Prinzen des großberühmten kurfürstlichen Hauses von Sachsen geziemen, sein Leben wie ein besoldeter spanischer Stierkämpfer aufs Spiel zu setzen. Der-

gleichen Kraftproben müssen wohlerzogene Prinzen solchem lumpigen spanischen Pack überlassen, ebenso wie es einem Sohne so hohen kurfürstlichen Hauses schlecht anstehen würde, mit Seiltänzern, Affen- und Hundedressirern, Komödianten und der übel beleumundeten Brut der Magier und Hokuspokusmeister gemeinschaftliche Sache zu machen. Als Höchstdero Reiseprediger ist es meine Schuldigkeit, das auszusprechen, was ich so eben unterthänigst zur Nachachtung bemerkt haben will, da ich Höchstdero Herrn Vater Kurfürstlicher Durchlaucht verantwortlich dafür bin und auch nicht zu den Ochsen gehöre, die sich während des Dreschens das Maul verbinden lassen."

Der junge Prinz Friedrich August erhob sich von seinem Sitze, und das Kelchglas mit feurigem Xeres in der Hand, antwortete er mit einem scheinbar tiefen Ernste und den unverkennbaren Zeichen großer Rührung, von der er in Wahrheit jedoch nichts empfand: „Herr Magister und ehrwürdiger Freund, behüte mich der Himmel, daß ich Ihn als einen stumm gemachten Ochsen ansehen sollte, im Gegentheil glaube ich, daß meines Herrn Vaters Kurfürstliche Durchlaucht oder vielmehr meine gnädigste Frau Mutter und Seine Ehrwürden, der Herr Hofprediger Doctor Spener, deren Seelenfreund, keine bessere Wahl hätten treffen können, als mir einen

Mann Seinesgleichen, dessen Anschauungen der Dinge um uns jederzeit so correct sind und Hand in Hand mit dem Gott gefälligsten Wesen zu gehen pflegen, auf die Reise mitzugeben. Bitte Ihn, mein ehrwürdiger Freund, aber inständigst, auch bedenken zu wollen, daß ich wie ein flügge gewordenes Vöglein, das zum ersten Male aus dem warmen Aelterrnneste in die Welt hinausflattert, in vielen Stücken noch ganz unerfahren sein muß. Wo sollte die wahre Erkenntniß denn in so jungen Jahren, wie die meinigen, herkommen? Das wäre nicht wohl zu denken; aber nichtsdestoweniger fallen Seine Mahnworte nicht auf dürren Fels oder auf einen ausgebrannten Acker, sondern in ein warmes, empfängliches Gemüth und werden sicher ihre Früchte tragen. Darum bringe ich Ihm aus wahrer Hochachtung das Glas des trefflichsten Xeres, wie man ihn eben nur auf spanischem Grund und Boden, seiner Heimat, trinken kann. Schenke unserm frommen Freunde ein, Vitzthum."

Und als dies geschehen war, bat der junge Prinz: „Thue Er mir Bescheid, Herr Magister. Unser Sachsenland soll floriren, wo die wahre Gottseligkeit zu Hause ist!"

„Sollte eigentlich keinen spanischen Wein trinken, denn er geht stark ins Blut und macht hitzigen Nebel im Hirn", meinte der geistliche Herr, aber seine blinzelnden

Blicke nach dem für ihn vollgegossenen Glas, auf dessen köstlichem Inhalt die Schaumperlen ihr neckisch Spiel wie lustige Kobolde trieben, bezeugten, daß hinter seinen verwehrenden Worten das Verlangen sich verbarg, den guten Trunk sich anzueignen. „Bei solchem guten Trinkspruch, wie Eure Durchlaucht ihn ausgebracht, möchte es doch unthunlich erscheinen, nicht Bescheid zu thun, darum stimme ich ein: Unser Sachsenland soll leben, wo die wahre Gottseligkeit zu Hause ist!"

Die Gläser klangen an einander.

„Feuer, sehr viel Feuer, als wenn er in der Hölle gekocht wäre", bemerkte der würdige Magister nach dem Trinken.

„Nichts von der Hölle, mein frommer Freund. Unser wackerer Gottesstreiter, Doctor Martinus Luther, hat gesagt und ich habe mir's als große Weisheit ins Gedächtniß eingeprägt: Was zum Munde eingeht, ist keine Sünde, aber was ausgeht. Den Wein aber hat Gott wachsen und reifen lassen, er geht zum Munde ein und ist deshalb keine Sünde, am allerwenigsten ist er in der Hölle gekocht."

„So ist's, Durchlaucht haben unbestritten Recht", stimmte Herr von Haxthausen bei, der bei dem Prinzen die Functionen eines Reisemarschalls versah. „Und weil der Wein ein von Gott gegebenes, die Menschenherzen

erfreuendes Gewächs ist, bringe auch ich einen Spruch aus, von dem kein echter Sachse und Protestant sich ausschließen wird und darf. Unsers gnädigsten Herrn Kurfürsten Durchlaucht, der echt lutherische Fürst im deutschen Lande, soll hoch leben!"

„Da kann ich nicht zurückbleiben", meinte der Magister lächelnd und leerte sein Glas.

„Dem Himmel sei Dank, bleibt mir doch auch ein feiner Spruch übrig, von dem ich überzeugt bin, daß die ganze protestantische Welt in denselben einstimmt", redete Vitzthum. „Unsere fromme Frau Kurfürstin, das Muster aller lutherischen deutschen Frauen, und ihr gottseliger Freund und Berather, der hochehrwürdige Doctor Spener, die Zierde unserer Kirche, der Mann nach dem Herzen Gottes, sie leben hoch!"

Was der Prinz beabsichtigt hatte und worin er sogleich von seinen einsichtsvollen Reisegefährten unterstützt worden war, dem würdigen Magister zu einem Rausche zu verhelfen, ging glücklich von statten. Von dem frommen Herzen des theologischen Mannes löste sich die verknöchernde Kruste des Pietismus wie vom Thauwind ins Tropfen gebrachte Eiszapfen, er wurde lustig, seine Augen glänzten feucht, daß man es ihm ansah, wie der fremde Geist in seinem Hirn rasch zur Uebermacht gelangte, und als er im fröhlichen Sturme sogar Lieder

aus seiner lange hinter ihm liegenden Studentenzeit anstimmte, wurde es unwiderleglich sichtbar, daß sein gewöhnlicher Standpunkt zu den überwundenen gehöre. Dieser ersten Wirkung des feurigen spanischen Weines folgte aber bald eine zweite, entgegengesetzte: der gelehrte Herr ward still und theilnahmlos, sein ehrwürdiges Haupt sank müde auf die Brust, und unverständliche Worte mit schwerer Zunge lallend schlief er ein.

„Den wären wir glücklich los!" sagte Prinz Friedrich August lachend. „Jetzt haben wir ihn im Sack, er darf nichts mehr an meines Herrn Vaters Durchlaucht referiren, was mich bei demselben in ein nachtheiliges Licht setzen könnte, denn wenn es laut würde, daß Seine Ehrwürden sich einen Rausch angetrunken, dürfte dies keine glänzende Empfehlung für ihn zur Erlangung einer Sinecure sein."

Es war eine lustige Tour, welche Prinz Friedrich August von Sachsen unter dem Namen eines Grafen von Meißen im Maimonat 1687 durch das westliche Europa in Begleitung seines Spielgenossen und Pagen von Vitzthum und des Herrn von Haxthausen machte. Selten stimmten drei Gemüther so überaus wohl zusammen, wie das des Prinzen mit denen seiner Begleiter, junger, lebenslustiger Cavaliere, von denen man mit Recht sagen konnte, daß sie nur ausgeflogen, um ihren Lebensmai

in vollen Zügen genießen zu können. Der siebenundzwanzigjährige Fürstensohn reiste keineswegs, um sich mit Kenntnissen zu bereichern, wenn auch dies die Absicht seines Vaters, des Kurfürsten Johann Georg III., war. Der überwiegende Hang zu sinnlichen Genüssen stand bei dem Prinzen in zu grellem Gegensatz zu der Aufgabe, seinen Geist zu bilden. Dieser Mangel an geistigen Vorzügen trat bei ihm indeß fast gar nicht hervor, da er mit einer schönen Erscheinung eine wunderbar bestechende Feinheit der Manieren verband, die ihn überall empfahl und ihn Jedem lieb machte. Sein freundliches, heiteres Wesen erwarb ihm Freunde, seine Präsentationsgabe gewann ihm die Herzen und seine Empfänglichkeit für alles Schöne im Gebiete der Künste gab ihm einen Nimbus, welcher ihm einen Ruf in der Kunstwelt sicherte.

Paris hatte keine Freuden mehr für ihn, die ihn als neu hätten überraschen können, er hatte sie alle durchgekostet; die Damenwelt der Seinestadt, entzückt von dem sächsischen Prinzen, schwärmte für ihn und er flog von Sieg zu Sieg, wie der Schmetterling von Blume zu Blume. Ludwig's XIV. glänzende Hofhaltung, die großartigen Feste und Lustbarkeiten, die Verschwendungssucht desselben, welche nie daran dachte, daß das Volk im Schweiße seines Angesichts die Steuern aufbringen mußte, die der Hof auf die üppigste Weise ver-

geudete, wurden seine Vorbilder. Es war eine im schönsten Gewande sich gebende Liederlichkeit, welche so reizend wirkte, daß der Nacheiferungstrieb bei einem so lebelustigen Prinzen die reichlichste Nahrung finden mußte, zumal sich ihm das herrschende Princip an Ludwig's Hofe, daß der König, als einzig und allein Bevorzugter im Lande, Niemand für sein Thun und Treiben verantwortlich sei, als ein höchst schmeichelhafter und acceptabler Grundsatz tief einprägte.

Mit diesem Verderbniß in Herz und Geist, das nur durch die ihm angeborene, ihn so außerordentlich liebenswürdig machende Milde seines Gemüths gemildert wurde, kam er nach Spanien. Kaum in Madrid angelangt, begab er sich mit seinen Begleitern in den Circus, um einem von Privatunternehmern veranstalteten Stiergefechte beizuwohnen. Der ehrwürdige Magister, den er und seine beiden Reisecavaliere als einen Aufpasser und Hemmschuh für ihre Ausschweifungen betrachteten, worin sie auch gar nicht irrten, hatte sich wunderbarerweise entschlossen, mit von dieser Partie zu sein, um, wie er sagte, die spanische Sündhaftigkeit von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Das Bewußtsein seiner Athletenkraft und der Reiz, den das sich ihm vor Augen stellende gefährliche Spiel auf ihn ausübte, hatten den Prinzen unwillkürlich hingerissen, sich an Stelle des im

entscheidenden Augenblicke verunglückten Matadors dem Stier entgegen zu stellen.

Das Jubelgeschrei der Menge bei dieser unerwartet vor ihr sich in wenigen Minuten abwickelnden Scene eines großartigen Muthes hatte den Weheruf des entsetzten Magisters verschlungen. Seine Hochwürden war, wie vom Entsetzen gelähmt, gar nicht im Stande, sich auf dem Nachhausewege in strafreichen Aeußerungen zu ergehen, aber die Bußpredigt blieb dem waghalsigen Prinzen deshalb nicht geschenkt. Der Leser kennt den Ausgang dieses Auftrittes. Der würdige Reiseprediger gerieth durch den ihm gleichsam aufgezwungenen Rausch in eine totale Abhängigkeit von dem Prinzen. Wie hätte er, der selbst in die Fallstricke des Teufels gefallen war und seiner pietistischen Nüchternheit ein arges Schnippchen geschlagen hatte, die Lebenslust des Prinzen tadelnde Berichte an dessen erlauchte Aeltern senden können!

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von dem Vorgang im Circus noch am selben Abend in der Hauptstadt verbreitet, und eben die Unkenntniß, wer der kühne fremde Toreador sei, machte diese Angelegenheit noch viel interessanter, als sie an und für sich war. Erst der nächste Tag löste das Räthsel, als der sächsische Prinz am Hofe König Karl's II. erschien. Eine große Anzahl Personen des hohen und niedern Dienstes Seiner Majestät hatte dem

Stiergefechte beigewohnt und man erkannte sofort in dem fremden Prinzen den unerschrockenen Kämpfer von gestern Abend.

Wer den spanischen Volkscharakter kennt, der weiß, daß es in den Augen der Spanier keine höhere Empfehlung gibt als persönlichen, ritterlichen Muth. Im Wesen dieser ernsten, stolzen Nation liegt es, der Ritterlichkeit jederzeit den Vorzug vor allen andern Tugenden zu geben, und kommt eine solche herrliche Erscheinung dazu, wie der Prinz sie in seiner Person darstellte, so steht ihm der Weg zu allen Herzen offen. Wenn man flachgeschliffener Diamanten Feuer erhöhen will, legt man ihnen Folie unter. Zwischen dem sächsischen Prinzen und dem König Karl II. war eine so künstliche Schönheitssteigerung durchaus unmöglich, denn hätte der Prinz auch die Hülfsrolle der Folie in seiner Person vertreten, so würde der König doch nicht zu dem Werthe des flachgeschliffenen Diamanten in seiner äußern Erscheinung sich haben erheben können.

Er war einer jener Männer, durch deren schlaffen Gesichtsausdruck auch nicht die Spur geistiger Begabung leuchtet. Man konnte von ihm behaupten, er sei so auf die Welt gekommen, wie er jetzt nach siebenundzwanzig Regierungsjahren aussah, welk, geistlos, mit stumpfem Lächeln, wenig beweglichen Zügen und ganz von der

Marionettenart, die ohne den, welcher die Drähte regiert, durch die sie in Bewegung gesetzt wird, ein vollständiges Nichts ist. Versteift, wie alle bis dahin bekannten, zur Familie Habsburg zählenden Abkömmlinge, in ein starres Formenwesen, durch das ihm wie einem Heidengotte Weihrauchduft und der Dunst von Blut- und Brandopfern gespendet wurde, war er eben nur eine Figur, der man die königlichen Gewänder übergehängt und eine Königskrone aufgesetzt hat. Als verkommener Erbe eines Geschlechts, dessen Thaten für Spanien keine besonders heilbringenden gewesen waren, verstand er deren Verdienste eben nur dadurch zu bereichern, daß er als vollkommener Pfaffenknecht in seiner Herzlosigkeit und Hohlheit jede geistige Regung im spanischen Volke unterdrückte.

Das lebensfrische Element in dem sächsischen Fremdling fand unter den vornehmen Damen der spanischen Capitale die allgemeinste Anerkennung und es gehörte nur deren heißblütiges Naturell dazu, um ihn, den schönen Ketzer, schnell in Liebesnetze zu verwickeln, was bei seinem Hang zur Sinnlichkeit eben keiner besondern Anstrengung bedurfte. Er war im Verlaufe weniger Tage zum Idol der hochgeborenen Donnas geworden und bald cursirte die Sage, die junge, schöne Marquesa Manzares erfreue sich seiner besondern Huldigung.

Damals besaß Madrid noch keinen Prado, den be-

kanntlich erst der Bourbon Karl III. fast hundert Jahre später anlegen ließ. Die Umgebung der königlichen Residenzstadt war nüchtern, wenn diese vergleichende Bezeichnung zwischen einer gänzlich reizlosen Umgegeud und der durch Kunst und Schönheitssinn vortheilhaft umgewandelten Lage einer Stadt erlaubt ist. Die regelmäßigen prächtigen Alleen, die jetzt den grünen natürlichen Salon Madrids, den Prado, durchkreuzen, existirten damals nicht. In den hügeligen Umgebungen befanden sich nur einige kleine Villen verstreut, die für ihre Besitzer keinen andern Werth besaßen, als daß sie ihnen den vollständigen Genuß der Einsamkeit boten. Und ein solches Asyl der Verborgenheit war es, das den Prinzen so mächtig anzog, daß er es Abend für Abend, von seinem treuen Vitzthum begleitet, aufsuchte, um in die bezaubernden Glutaugen der reizenden Marquesa Manzares zu schauen.

Außerhalb der Stadtmauer, am Wege nach der so magnetisch ihn anziehenden Villa standen einige einfache bürgerliche Häuser, von kleinen Gärten umgeben, die der einzige und zugleich beste Schmuck für diese höchst bescheidenen Wohnungen waren, deren Erbauer wie Besitzer durchaus nicht Anspruch auf architektonische Schönheit für sie zu erheben geneigt waren. Wenn die Dämmerung niedersank, war diese durch nichts sich auszeich=

nende Umgebung der Stadt von dem lebendigen Treiben in der letztern förmlich abgesperrt. Wen hätte es auch gelüsten sollen, hier draußen, wo Alles im Abenddüster so gespenstisch still war, auf einem Grund und Boden Erholung zu suchen, den der Gespensterglaube zu bevölkern für gut befunden hatte, ein Umstand, welcher bei der spanischen Volksbildung ganz geeignet war, eine gewaltige Scheu vor dieser Gegend in den Gemüthern hervorzurufen und zu nähren.

Der Edelsteinhändler Ramiro Gomeles war Besitzer eines solchen Grundstücks. Sein Charakter trug, obwohl er ein junger und sogar in seinem Aeußern sich vortheilhaft auszeichnender Mann war, nichts in sich, was ihn seinen Nachbarn hätte angenehm machen können. Man mied ihn, weil man von ihm behauptete, er sei tückisch, verschlossen, rachsüchtig. Man hielt sich überzeugt, daß alle die übeln Eigenschaften der maurischen Rasse, von der er abstammte, was er stets mit verletzendem Hochmuthe gegen Andere hervorhob, in ihm sich vereinigten, während die guten und edlen Tugenden seines Stammvolks ihm mangelten. Sonach stand er in keinem Verband mit der Nachbarschaft, die jeder Berührung mit ihm auswich. Man beklagte aber seine junge Gattin, von der verlautete, daß sie an seiner Seite ein höchst unglückseliges Dasein führe und in der tiefen Einsamkeit

gleich einer lebendig Begrabenen, abgeschlossen von den ihrer Jugend so sehr entsprechenden Genüssen heitern Umgangs mit ihresgleichen, gehalten werde. Man wußte, daß sie nur selten in die Stadt kam und auch dann nur unter strengster Ueberwachung ihres Gatten. Da Sennor Ramiro's Geschäft diesen zwang, weite Reisen zu machen, so blieb die schöne Teresita unter der Obhut eines finstern, grämlichen Mannes, Namens Diaz, und dessen Weibes, der die Stelle einer Duenna bei ihr vertretenden Jacoba, zurück, und ihr Leben war um so beklagenswerther, als diese Beiden sie mit Argusaugen hüteten. Die einzige Freiheit, die ihr verblieb, bestand darin, daß man sie nicht in der Lust beschränkte, zur Abendzeit in dem buschreichen Garten mit der Laute im Arm zu promeniren, zu spielen und zu singen. Aus den Fenstern ihrer im Erdgeschoß befindlichen Wohnung, aus der zwei Stufen in den sehr wenig gepflegten und von einer ziemlich hohen Mauer umschlossenen Garten führten, sah sie eben nichts, was sie hätte erheitern können, und die Gesellschaft der alten Jacoba war zu wenig anziehend, als daß die junge schöne Frau diese hätte freiwillig wünschen mögen. Da noch zum Ueberfluß zwei starke Doggen als Wächter zur Nachtzeit den Garten durchstreiften, so hielt weder Diaz noch sein Weib es für nöthig, ihr Wächteramt über die

Tageszeit auszudehnen. Auf die beiden Hunde konnten sie sich getrost verlassen, sie würden Jeden zerrissen haben, der es hätte wagen wollen, den Garten zu betreten.

Eine Unterbrechung der gewohnten, schmerzlich auf das warme Gemüthsleben der jungen Frau wirkenden Einsamkeit war vor kurzer Zeit eingetreten. Eine Nichte der Frau Diaz war unerwartet zu Besuch gekommen, und dies junge lebenslustige Mädchen, nebenbei die einzige Verwandte der Duenna, brachte gewissermaßen einen Umsturz der streng eingehaltenen Hausordnung hervor. „Wenn ich bei Euch, Oheim, kein weiteres Vergnügen haben soll, als mich in das traurige Stück von Garten einzuspinnen, so erlebt Ihr morgen schon die Ueberraschung, mich los zu sein", erklärte Ines entschieden, und ihre Base fand es gerathen, ihren Alten zu einem Vergnügen für Ines zu stimmen, was sie auch durchsetzte. Da Diaz indeß sich seines Wächteramts über seine junge Herrin erinnerte, so beschloß er, sie mitzunehmen. Der Besuch des Circus wurde unternommen, und seltsamerweise war dieses Schauspiel, an welchem die junge Frau, der offenbaren Thierquälerei wegen, die ihr weiches Herz haßte, nur gezwungen Theil nahm, der Anlaß, daß sie von dem Tage an sich an einer Erinnerung weidete, die ihre ganze Seele erfüllte und der sie sich mit großer Vorliebe hingab. Sie hatten im Tendido Platz

genommen und zwar in der Nähe der Fremden, von denen der eine so heldenmüthig sich dem Stiere mit der rothen Devise statt des in Todesgefahr schwebenden Mata- dors zum Kampfe stellte. Die Schönheit des jungen Mannes war ihr aufgefallen. Ines, die neben ihr saß, betheuerte lachend, daß es der prächtigste Cavalier unter den vielen jungen Herren im Circus sei. Seine kühne That vervollständigte den tiefen Eindruck, den der An- blick des jungen Helden auf Teresita gemacht hatte, und die Einsamkeit, in der sie zu leben gezwungen war, denn die lebenslustige Ines hatte nur wenige Tage noch bei ihren Verwandten weilen können, da eine Botschaft ihrer in Toledo lebenden Aeltern sie wegen unerwartet schneller Rückkehr ihres Bräutigams zurückrief, nährte die Er- innerung an den schönen Fremdling nur noch mehr.

Sie wurde zu ihrem liebsten Denken und es trat wie ein stilles Glück an sie heran, wenn die Dämmerung niedersank und Diaz und sein Weib sich ihres Wächter- amts für überhoben hielten, sich ungestört diesem süßen Denken hingeben zu können. Dann glitten ihre Finger über die Saiten des Instruments und leise sang sie jene zauberisch schönen Liebeslieder, die, von den Mauren auf die Spanier, von Volksmund in Volksmund übergegangen, den glühenden Hauch südländischer Empfindungsfähigkeit in sich tragen. Und wenn ihr Denken zurückkehrte zu

dem sie so schmerzlich berührenden Verhältniß, in dem sie zu ihrem Gatten stand, wurde ihr das Herz wie von einem Frostschauer zusammengekrampft.

Einen langen Monat vor seiner Abreise übers Meer nach England, wohin er sein Hauptgeschäft machte, hatte schon ein böser Zwist sie mit ihm veruneinigt. Ohne Abschied von ihr zu nehmen, hatte er sie verlassen und bei seinem wenig versöhnlichen Charakter mußte sie erwarten, daß er gerade so wiederkehren werde, als er von ihr geschieden war. Ihre Angst vor diesem Wiedersehen war demnach gerechtfertigt. Und fragte sie sich, ob es eine Möglichkeit sei, daß sie den jungen schönen Cavalier wiedersehen werde, so mußte sie sich selbst mit nein antworten.

Die Wolken zogen pfeilschnell am Abendhimmel hin wie rasch einander nachrückende Heeresmassen, der Mond konnte nicht die Uebermacht gewinnen, nur hin und wieder überspielte er mit Streiflichtern den düstern Garten. Teresita saß vor den erleuchteten Fenstern ihrer Wohnung auf einer Bank, neben ihr ruhten, die mächtigen Köpfe auf die Vorderpfoten gelegt, die beiden Packer, die sich so sehr an sie gewöhnt hatten, daß sie ihr aufs Wort gehorchten. Plötzlich erhoben die Thiere die Köpfe, Laute waren ihnen zu Ohren gedrungen, die sie sofort in Aufregung versetzten. „Ruhe! Ruhe!“ sagte Teresita, die Hände auf ihre Köpfe legend. „Das geht uns nicht an.“

Auf dem vorüberführenden Wege war ein sehr lebhaftes Geräusch entstanden, das sich nicht deuten ließ; auch ein Schrei ließ sich vernehmen, aber gedämpft, dann wurde es still. Es berührte Teresita zu wenig, was da draußen vorging, sie spielte auf der Laute fort; aber die Hunde neben ihr wurden immer unruhiger, tiefes Knurren hören lassend, richteten sie sich auf. Das war ein Zeichen, daß sie etwas Ungewöhnliches vernahmen. Auch die junge Frau begann aufzuhorchen. Ihr kam es vor, als raschele es in der Tiefe des Gartens in den Baumzweigen; plötzlich hörte sie ein Geräusch, gleich dem Fallen eines schweren Gegenstandes von einem Baume herab. Die Hunde waren nun nicht mehr zu halten. Mit kurzem, scharfem Gebell stürzten sie beide gleichzeitig in die nachtdunkle Baumwildniß hinein; angstvoll flog die Sennora, ohne zu wissen, was sie that, ihnen nach. Erschrocken blieb sie aber stehen; sie hörte einen Mann zornig sprechen, von den Hunden aber keinen Laut äußern und doch waren diese gar nicht so geartet, Fremden gegenüber sich leicht zu beruhigen. Was war das?

Rasche, lebhafte Schritte kamen aus der Gartentiefe heran. Teresita's Füße wurzelten vor Entsetzen an der Stelle fest, wo sie stand. Plötzlich erblickte sie den Herankommenden. In jeder Faust trug er einen Hund fest an der Kehle gepackt. Sie vermochte nicht zu fliehen.

Was der mit der Last seiner vierfüßigen Gegner vor sie hintretende Fremde sprach, blieb ihr vollkommen unverständlich, ihre Sinne schienen bis auf den des Auges von ihr gewichen zu sein; vor sich sieht sie den jungen schönen Cavalier, dessen kühne That ihn zum Helden des Circus gemacht hat.

Die stumm gewordenen Hunde von sich zu beiden Seiten ins Gebüsch schleudernd, wo sie sich scheu verkriechen, tritt der Fremdling ihr noch näher. Seine Muttersprache ist hier unbekannt, er versucht in französischer Mundart mit der erstarrt scheinenden Sennora sich zu verständigen, und dies gelingt insofern, als sie in dieser Sprache, wenn auch sehr unvollkommen, sich doch zur Noth auszudrücken vermag, da sie in ihrer Kinderzeit mit ihrem Vater in Frankreich, wo dieser eine Seidenweberei zu Perpignan gegründet, eine kleine Reihe Jahre verlebt hatte und erst nach dessen Tode mit ihrer Mutter in die Heimat Granada zurückgekehrt war. An diesen Moment der Teresita gewordenen Ueberraschung knüpfte sich ein Geheimniß, dessen Möglichkeit weder Diaz noch sein Weib ahnte.

In jenem in spanischer Sprache geschriebenen Briefe an ihre geliebte Tochter Zephanja, welcher, so sorgfältig in der Schatulle verwahrt, von König August aufgefunden worden war, lag es enthüllt und die Kenntniß dessel-

den rief in ihm Erinnerungen wach, die seinen Aufenthalt in Madrid betrafen. Er verhehlte sich nicht, daß der Rückblick auf jenes Geheimniß, dessen der Brief gedachte, ein ihn ebenso beglückender als mit dem bittersten Selbstvorwurf belastender sei.

Das tiefe, nur selten vom Mondlichte durchschimmerte Grau jenes Abends, an welchem er Teresita kennen lernte, hatte ihn als Opfer der vom Marquis Manzares gedungenen Banditen am einsamen Wege verbluten sehen sollen. Seine fabelhafte Körperkraft und derselbe kaltblütige Muth, den er im Kampfe mit dem Stiere bewiesen, vereitelten das gegen ihn ausgeführte Attentat der Rache des von ihm in seinem Gattenrechte schwergekränkten Manzares. Trotzdem er die mit Wunden bedeckten Banditen in die Flucht gejagt hatte, war er doch nicht vor einem erneuten und das zweite Mal vielleicht besser gelingenden Ueberfall auf seinem Wege nach dem Stadtthore gesichert. Dies bedenkend, entschloß er sich schnell, da er die Töne einer Laute aus dem mit einer ziemlich hohen Mauer eingefriedigten Garten am Wege dicht in der Nähe des Kampfplatzes hörte, daselbst für die Dauer dieser Nacht ein Asyl zu suchen. Seiner gewaltigen Muskelstärke gelang es, sich an der glatten Mauer hinaufzuziehen und jenseits derselben an einem der ziemlich

dicht zusammen stehenden, tiefes Dunkel verbreitenden Bäume herabzusteigen.

Das damit unmittelbar verbundene Geräusch hatte die beiden Packer aufmerksam gemacht, und kaum hatte er durch einen Sprung aufs Gerathewohl den Boden erreicht, als er sich auch von den Thieren angesprungen und gefaßt fühlte. Nur einer solchen Unerschrockenheit, die sich auf ihre eigene erprobte Kraft in Gefahren stützen konnte, war es möglich, mit raschem Griff die beiden Thiere zu bewältigen. So oft er seitdem zu nächtlicher Zeit den Garten betrat, verkrochen sie sich voll Furcht, nur leise knurrend; sie wagten keinen Angriff mehr auf ihn.

Den Brief Teresita's an ihre Tochter Zephanja in Uebersetzung vor sich, vertiefte sich König August in die mit voller Lebensfrische vor seinem Geiste sich gleich einem Bilde aufrollende Erinnerung jenes ihn damals so beglückenden Liebesgeheimnisses. Wie ein schöner Traum, der beseligend noch im wachenden Zustande nachwirkt, gedachte er der schönen, anspruchslosen Sennora, deren Bild vor ihm lag. Sie hatte nie nach seinem Range gefragt, sie liebte ihn um seiner selbst willen, sie war glücklich wie ein Kind, dem ein Wunsch erfüllt wird, wenn er bei ihr war. Nicht wilde, genußsüchtige Leidenschaft trieb sie in seine Arme, nur jene Hingebung eines tief empfindenden weiblichen Wesens, das ohne Bedenken den

Geliebten als einen Gott anschaut, dem es jedes Opfer schuldig zu sein wähnt. Der grelle Contrast zwischen ihrem finstern Gatten Ramiro und ihm trug wesentlich dazu bei, ihrer Neigung zu dem schönen Fremdling Vorschub zu leisten. Blickte der Prinz auf seine übrigen Liaisons, so mußte er sich bekennen, daß sie Flittertand, Rauschgold gegen die Liebesinnigkeit Teresita's waren. Darum hütete er auch das Geheimniß, das seine nächtlichen Besuche bei ihr umgab, so sorgfältig, daß selbst sein treuester und in all seine Abenteuer eingeweihter Freund Vitzthum nichts davon erfuhr.

Der Prinz hatte ihren Namen wissen wollen. „Nenne mich Teresita", hatte sie geantwortet. „Der andere Name, den ich trage, ist mir zu wenig lieb, als daß ich ihn aus Deinem Munde hören möchte. Ist Liebesglück an Namen gebunden?"

Obwohl ihn dies Verschweigen gereizt hatte, zu wissen, wer sie sei, so blieben doch seine Nachforschungen in dieser Beziehung vergeblich. In der Stadt selbst kümmerte man sich nicht um die wenigen Ansiedler vor dem Thor und ernstlicher in ihrer nächsten Nachbarschaft forschen zu lassen, wagte er nicht, um sein schönes Geheimniß nicht zu gefährden.

Im Briefe an Zephanja war Folgendes besonders für ihn wichtig:

„So, mein heißgeliebtes Kind, habe ich Dir ein Geständniß abgelegt, wie selten eine Mutter es vor ihrer Tochter thun wird; aber ich kenne Dein Herz, Deine Liebe wird deshalb nicht weniger mein Andenken ehren. Es war keine Verirrung, deren ich mich, wie von einer Schuld belastet, zeihen könnte, es war vielmehr ein Glück, ein namenloses Glück für mich, ihn zu lieben, von ihm geliebt zu werden. Kann Gott verlangen, daß das an der Seite eines aufgezwungenen, verhaßten und es stets quälenden Gatten lebende junge Weib dem höchsten und einzigen Glücke, der Liebe, entsage, wenn sie es findet? Nein, nein! Und daß mir der Himmel günstig blieb, erkannte ich daraus, daß Ramiro, der in Zorn und Haß von mir geschieden war, von seiner Reise nach England nicht zurückkehrte, weil das Schiff, das ihn nach Spanien bringen sollte, in einer Sturmnacht unterging. Allein in der Welt stehend, fast arm, weil mit dem vom Meere Verschlungenen auch ein kleines von meiner Mutter mir hinterlassenes Vermögen, das er in seinem Juwelenhandel mit verwendete, verloren ging, fand ich bei Deinem Onkel Gomeles eine sichere Freistatt. Er ahnte nicht, daß Du nicht seines Bruders Kind seiest, und überwachte Dich mit rührender Liebe und Sorgfalt. Granadas Erde, diese heilige Erde, die meiner maurischen Vorfahren Eigenthum gewesen, wird mich als Todte auf-

nehmen. Ich segne Dich, Zephanja, mein theures Kind. Werde so glücklich in Deinem Leben, wie ich es gewesen in der Liebe zu ihm, der Dein Vater ist und von dem ich Dir kein anderes Andenken hinterlassen kann als den schlichten Goldreif, der die Devise trägt: Mon coeur est pour vous."

Der König vermochte nicht, sich einer tiefen Rührung zu erwehren; er blieb lange Zeit im Anschauen des Portraits Teresita's versunken, dann legte er es nebst dem Briefe in die Schatulle, die er sorgsam verschloß und in das Fach eines Schrankes stellte. Mit langsamen Schritten wandelte er im Gemache auf und nieder. Die durch den Brief Teresita's in ihm erzeugte Stimmung war eine ungewöhnlich ernste. Ein Vorwurf legte sich besonders gleich einem Alp an sein Herz. Wie? Hatte er nicht für die Kinder seiner öffentlichen Maitressen gesorgt mit aller Milde und Freigebigkeit, wie diese Eigenschaften überhaupt Grundzüge seines Wesens genannt werden mußten? Was hatte er für Zephanja, die Tochter derjenigen gethan, die ihn nicht, um in der Welt zu glänzen und durch ihn emporgehoben zu werden, sondern um seiner selbst willen geliebt hatte?

In das tolle, wüste Treiben der großen Seinestadt zurückgekehrt, hatte er sie vergessen, und war auch im Verlaufe der Jahre dann und wann eine Rückerin-

nerung an sie in seinem Geiste aufgestiegen, so glichen doch dergleichen unwillkürliche Blicke in die Vergangenheit nur den Frühnebeln, die verschleiernd über Berg und Thal sich breiten, aber schnell von der Macht der aufgehenden Sonne zerrissen in dem Ocean der Lüfte verschwinden.

Welche wunderbare Fügung des Geschicks! Die, in deren Adern sein Blut floß, war aus weiter Ferne hierher geführt worden, um hier ihr Ende zu finden, jedenfalls unter der Hand eines Verbrechers, und er, von dem sie mit vollem Rechte Hülfe hätte beanspruchen können, konnte ihr nicht einmal ein Grab gewähren! Der Gedanke war ein zu tief einschneidender, als daß er ihn so schnell von sich hätte abwerfen können.

Leises Klopfen an der Thür bezeichnete eine ihm zu machende Meldung. Der Lakai kündete die Bitte des Hofjuweliers Dinglinger und des Generalproveditors und Hofagenten Jonas Meyer um geneigtes Gehör bei Seiner Majestät in einer wichtigen Angelegenheit. Sie wurden angenommen.

Des Hofjuweliers Gesicht zeigte die Blässe eines Schreckens, der keineswegs zu den leicht zu überwindenden gehören mußte. Es wäre unmöglich gewesen, wenn dem König dies hätte entgehen können.

„Was ist Ihm, Dinglinger?“ fragte er erstaunt.

„Er sieht ja aus, als ob der Tod ihm leibhaft erschienen wäre.“

„Majestät, Zephanja lebt!“ stieß der Gefragte wie athemlos heraus und ließ einen tiefen Athemzug folgen, als fühle er sich wie von einer seine Brust beengenden schweren Bürde erleichtert.

„Zephanja lebt?“ rief der König mit einem Tone, welcher die freudige Ueberraschung ausdrückte, die diese Kunde ihm bereitete.

„Sie lebt, ja, sie lebt“, wiederholte jener, „aber nicht für mich. Geruhen Eure Majestät meinem Begleiter zu erlauben, daß er Ihnen Bericht darüber erstatte.“

„Rede Er, Meyer.“

„Majestät“, hob der jüdische Hofagent an „ich habe unter der Prager Judenschaft Verwandte, die große Geldgeschäfte machen und von denen einer vorzüglich den Edelsteinhandel betreibt. Ein feiner Kenner davon der Jakob Mendel, muß ich sagen, und ein feiner Mann, der mit den böhmischen hohen Cavalieren auf bestem Fuße steht. ’s ist dort so wie hier und allerwärts, daß die fürnehmen Dames Liebhaberinnen von prächtigem Geschmeide sind, und der Jakob Mendel, als Lieferant der schönen Waare, steht deshalb mit den Juwelenhändlern in den größten Städten in Verbindung, und so ist auch der reiche Bernard in Paris sein Geschäftsfreund,

wie der meinige. Wie ich vor etwa einer Woche nach Prag komme und Mendel und ich reden über Geschäftliches, höre ich zu meinem Erstaunen, daß der Monsieur Charles Bernard, der Sohn vom Pariser, zu gleicher Zeit in Prag gewesen ist, wie er hier in Dresden war. „Wie ist das möglich?“ frage ich. „Wie hat er sein können an zwei so weit von einander gelegenen Orten zugleich?“ Jakob Mendel beweist mir's Schwarz auf Weiß aus seinem Zahlungsbuche, denn er hatte an Monsieur Charles Bernard auf Anweisung dessen Vaters eine Summe Geldes ausgezahlt. Ich erkundige mich näher, und da ergibt es sich, daß es gewesen ist ein Anderer, als der mir die Juwelen von seinem Vater gebracht hat, denn der in Prag Einkassirende ist, wenn auch ein junger Mann und von recht hübschem Aeußern, doch von kleiner untersetzter Statur gewesen, während unser Monsieur Charles Bernard eine große schlanke Gestalt besaß und dunkles Haar, während jener röthlich blondes hatte. Und der Mendel erzählt mir, daß sein Charles Bernard auf einen guten Freund in Prag gewartet, der endlich angekommen und mit dem er habe abreisen wollen. In der Stunde vor der Abreise sei er, Mendel, nochmals zu ihm ins Hotel gegangen, um sich zu verabschieden von ihm. Da hat er denn einen jungen Herrn, wie unsern Charles, und eine Dame bei ihm gefunden. Letztere habe

ihn, den Mendel nämlich, gebeten, gelegentlich ein von ihr in aller Eile geschriebenes Billet an den Herrn Hofjuwelier gelangen lassen zu wollen, was er ihr natürlich zugesagt. Das Billet hat er mir zur Bestellung bei meiner Rückreise eingehändigt. Gestern Abend angekommen, habe ich es heute Morgen Herrn Dinglinger überbracht, der vor Schreck bei dessen Durchlesung fast gestorben wäre.

„Majestät, hier ist es." Mit diesen Worten überreichte Dinglinger das Billet dem Könige, der, ans Fenster tretend, dasselbe las und, es dann wieder zusammenfaltend, mit den Worten zurückgab: „Mit diesen Zeilen hat sie uns wohl von einer traurigen Befürchtung befreit, aber keineswegs das Räthsel gelöst, welches sich an ihre Flucht knüpft."

„Majestät, sie bleibt todt für mich", rief der Hofjuwelier.

„Ihrem Schreiben nach gewiß", stimmte König August bei. „Darum muß um Seinetwillen die Entdeckung, daß sie lebt, ein streng bewahrtes Geheimniß bleiben. Hat Er, Meyer, vielleicht gegen die Seinigen etwas davon verlauten lassen?"

„Nein, Majestät, keine Silbe."

„So ist das Geheimniß gesichert. Dinglinger, ich habe besonders mit Ihm zu sprechen." Eine Handbewegung gegen den jüdischen Hofagenten deutete dessen Entlassung an.

Es fiel nicht auf, daß der Hofjuwelier länger als eine halbe Stunde bei seinem königlichen Herrn verweilte und wie ein Träumender vor sich niederschaute, als er dessen Gemach verließ. Ein paar Wochen später wurde der französische Gesandte zu einer Audienz bei König August gemeldet, in welcher er demselben ein eigenhändiges Schreiben Ludwig's XIV. und zugleich ein solches von der Frau Herzogin von Soubise überreichte. Dieser Dame war die Nachricht zugekommen, daß ihr Sohn Charles nach Dresden gereist sei. Weshalb? Das konnte ihr kein Räthsel bleiben, sie kannte ja seine unerschütterliche Neigung zu der Ciselirerin; aber entschlossen, ihn dieser Thorheit mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu entreißen, und getrieben von der Befürchtung, daß sie nicht mächtig genug sei, ihren Sohn von einem Schritte abzuhalten, welcher, wenn er einmal geschehen, sich nicht mehr ungeschehen machen ließ, wandte sie sich an König Ludwig, um durch sein Ansehen ihrer Bitte an König August, selbst Mittel der Gewalt anzuwenden, um den Prinzen von dieser Mesalliance abzuhalten, Nachdruck zu geben.

„Melden Sie Ihrem allergnädigsten Herrn und König, daß ich die mir von ihm erzeigte Ehre eines eigenhändigen Schreibens mit einem gleichen erwidern und thun werde, was ich vermag, um die Frau Herzogin hin-

sichtlich ihres Wunsches jedes Kummers zu entheben", lautete König August's Antwort.

„Sire, ich kenne die Veranlassung, welche die Frau Herzogin zu diesem Schreiben bestimmt hat", sprach Marquis de Monti. „Prinz Charles Soubise ist glücklicherweise noch nicht hier angelangt."

„Sie sind im Irrthum, mein Herr Gesandter", entgegnete der König. „Er ist hier gewesen und hat die betreffende Dame entführt."

„Sire — er ist hier gewesen?" stammelte erschrocken der Marquis.

„Ich hoffe jedoch diese Angelegenheit so zu ordnen, daß Seine Majestät, Ihr Herr und König, und die Frau Herzogin von jeder Furcht unangenehmer Verwickelungen in dieser Angelegenheit befreit werden. Melden Sie das vorläufig, mein Schreiben an Seine Majestät König Ludwig wird folgen."

Nach dieser kurzen Audienz machte König August mehrere Gänge durchs Gemach. Ein Gedanke beschäftigte ihn angelegentlich, er verdüsterte ihn jedoch nicht, sondern erheiterte ihn sogar. In dieser guten Stimmung sprach er vor sich hin: „Armer Dinglinger, du bist um die Braut gekommen; aber wer kann dir helfen! Ich nicht und auch Niemand anders. Der sie hat, gibt sie nicht heraus und mit Recht — von Juwelen

dieser Art trennt man sich nicht.“ Die Erinnerung, daß er es doch gethan, daß er Teresita vergessen im Taumel der Lüste, schwebte als Schatten über seine Stirn; aber nur für Augenblicke, dann klärte sich diese, und als sei der Selbstvorwurf dieser Schuld gleich einer sein Denken störenden Belästigung von ihm abgefallen, sagte er halblaut: „Teresita, ich will an Zephanja sühnen, was ich an Dir verbrach.“

Fünftes Kapitel.

Wie stets zu den Zeiten, wo König August in seiner sächsischen Haupt- und Residenzstadt anwesend war, der Unterhaltungsstoff in hohen und niedern Kreisen der Bevölkerung ein weit ergiebigerer war als zur Zeit seiner Abwesenheit, so auch diesmal kurz vor der Abreise des Königs nach Polen. Ereignisse ungewöhnlicher Art nahmen Vieler Gemüther in besondern Anspruch.

Gräfin Cosel, welche sich nach Pillnitz, ihrem Lustschlosse, einem Geschenke König August's, zurückgezogen, war von da spurlos verschwunden, zum Entsetzen derer, welche ein Interesse daran hatten, sie festgenommen zu sehen. Im Pillnitzer Schlosse mußte Manches vorgegangen sein, was diese stolze Frau bis zur Flucht

getrieben hatte; das Wenige, was darüber verlautete und was man in den hohen Cirkeln unter dem Siegel der Verschwiegenheit von Mund zu Mund colportirte, war bei alledem zu unbedeutend, um als maßgebend für ihre Flucht betrachtet werden zu können. Zumuthungen waren ihr gemacht worden, welche sie mit Verachtung und Abscheu abwies, zugleich diejenigen, die sich dazu hergegeben, diese Bolzen zu verschießen, mit dem bittersten Spotte brandmarkend. Und worauf gründete sich dieser Widerstand der Gräfin Cosel? Auf das feste Vertrauen, das sie noch jetzt zu dem Könige hegte, den sie nur von ihren Feinden gegen sie eingenommen wähnte.

Herr von Haxthausen, der sich ihrer Gunst erfreute, hatte von diesem ihrem festen Vertrauen zu Seiner Majestät erzählt, wornach die Gräfin ihre Hoffnung, der König werde wieder zu ihr zurückkehren, mit den Worten ausgesprochen: „Ich habe drei Kinder von ihm"; und als der Erzähler ihr entgegnet, daß auch die Königsmark und die Teschen jede ihm einen Sohn geboren, habe sie erzürnt gerufen: „Schweigen Sie von diesen Weibern, die nur seine Buhlerinnen waren; ich aber bin seine Frau. Das ist ein Unterschied." Sein Einwurf, daß der König eine rechtmäßige Gemahlin und von dieser einen Sohn als Thronfolger besitze, habe sie ebenfalls nicht in ihrer Hoffnung auf den König erschüttert und sie

habe voll Zuversicht gesagt, er werde sie sicher nicht verlassen.

Man lächelte über diese Sicherheit der gefallenen Maitresse, welche die vollkommenste Gelegenheit hatte, die Niederträchtigkeit der Hofmenschen im weitesten Sinne des Wortes kennen zu lernen. Flemming's Creaturen waren unermüdlich, sie zu kränken und sie, was bei ihrem stolzen, hochfahrenden Sinn nicht ins Reich der Unmöglichkeit gehörte, zu einem Exceß zu treiben. Dies gelang indeß nicht, denn ihr zur Seite als Rathgeber stand Herr van Tinnen, welchem sie große Macht über ihre Entschließungen eingeräumt hatte und dessen Rathschlägen sie bereitwilligst nachkam, weil sie die Ueberzeugung in sich trug, daß er, der reiche, unabhängige Mann, ihr wahrhaft treu ergebener Freund sei, der nicht nur über die Jahre hinaus war, wo man hätte denken können, er sei von Liebe zu ihr entbrannt, sondern auch nicht im mindesten darnach trachtete, sich durch sie eine Stellung am Hofe zu gewinnen.

In Flemming's Augen galt Herr van Tinnen als eine verkörperte Todsünde, er haßte ihn bitter, weil sein niederländisches Phlegma ihn vor Thorheiten bewahrte und der König dem hochgebildeten Manne nicht abhold war, sich oft mit ihm über Kunstwerke unterhielt und ihn einen Mann nannte, der in allen Sätteln gerecht sei.

Was unmöglich schien, hatte Herr van Tinnen fast zu Stande gebracht, der König neigte sich dem Entschlusse zu, mittels van Tinnen ein der Cosel sehr günstiges Arrangement einzugehen.

Die ihr feindliche Clique, in der Furcht, daß auf diese Weise die Gräfin am Hofe immer eine gewisse Herrschaft ausüben, dadurch Einfluß auf den König haben und bei einer sich bietenden günstigen Gelegenheit wieder in die alten Rechte eintreten könne, gerieth in höchste Aufregung und ließ alle Minen springen, um den ihr so gefährlich scheinenden Vergleich zu hintertreiben. Und es gelang wirklich den vereinten Bestrebungen dieser Biederleute, unter denen der Oberhofmarschall Graf Löwendahl, welchen Gräfin Cosel als ihren Verwandten durch ihre Fürsprache an den Hof gebracht und zu dieser Stellung befördert hatte, als ihr erbittertster Feind sich ganz besonders auszeichnete, den König dahin zu bringen, seine gütigen und günstigen Gesinnungen gegen die frühere Geliebte und deren Freund van Tinnen in ihr Gegentheil umzuwandeln und ihn gegen beide aufs äußerste zu erbittern. Gräfin Dönhoff hatte das Vergnügen, bei dieser Wendung der Dinge sich das Zeugniß geben zu können, daß ihr Einfluß bei Seiner Majestät im Steigen sei.

Van Tinnen's scharf beobachtender Geist bemerkte diesen

Vorgang und er beschloß, das Netz der Verleumdung und des Hasses mit einem kühnen Streiche zu zerreißen. Er wählte dazu eine Stunde, in der er den den Freuden der Tafel ebenso sehr als denen der Liebe ergebenen König in guter Laune zu finden glaubte, und verlangte nach abgehaltenem Diner zu ihm gelassen zu werden. Die Lakaien wollten ihn bewegen, aus dem Vorzimmer sich zu entfernen, van Tinnen widersetzte sich, der Lärm drang ins Gemach des Königs, dessen Oberkammerherr Vitzthum herauskam und seine ganze Beredtsamkeit an ihm versuchte, ihn von seinem Verlangen abzubringen, denn Seine Majestät sei sehr aufgebracht gegen ihn und habe heute bei Tafel stark getrunken. An dem Niederländer prallte diese Warnung ab; ohne sich zurückhalten zu lassen, trat er mit Vitzthum zugleich ins königliche Gemach.

Der König, dessen Gesicht vom Weingenusse glühte und der den Vorgang mit angehört hatte, rief ihm ein zorniges „Hinaus!“ zu. Van Tinnen, fest in seinen Entschlüssen, hob nichtsdestoweniger an zu sprechen, und diese Dreistigkeit brachte den hohen Herrn so außer sich, daß er heftig auf ihn zutrat, ihn in einen Winkel trieb, wo er in höchster Aufregung ihn zu Boden warf, mit Fußtritten tractirte und ihn zwang, das Zimmer zu verlassen.

Zwei Tage später verbreitete sich die Kunde von der Flucht der Gräfin Cosel aus Pillnitz. Die Behandlung, welche van Tinnen erfahren, war der sicherste Fingerzeig für sie, in welchem Grade ihre Feinde das Uebergewicht erlangt hatten und was ihr bevorstehen konnte, wenn sie sich nicht rechtzeitig der Gewalt entzog. Van Tinnen ward nicht mehr in Dresden gesehen, man vermuthete, daß ihre Flucht auf seinen Rath erfolgt sei. Wenige Tage vor der Abreise des Königs lief die Meldung des bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen accreditirten Gesandten ein: Gräfin Cosel sei in Berlin angekommen, und Seine Majestät habe ihr seinen Schutz zugesagt, solange sie sich jeder Störung des guten Einvernehmens zwischen den beiden Königen enthalten werde. Obgleich man hoffte, daß die schöne Flüchtige diese Bedingung bald übertreten würde, da ihr Temperament keineswegs der Art war, sich still resignirend dem Geschicke zu fügen, so war sie jetzt im fremden Lande doch nicht weniger gefährlich als früher und ihre Gegner fühlten die Nothwendigkeit, sie sorgsam überwachen zu lassen, um möglichst eine Gelegenheit, ihr den Schutz des Preußenkönigs zu entziehen, zu erspähen. Daß sie das Eheversprechen jetzt gegen König August veröffentlichen werde, deshalb hegte man keine Besorgniß; der streng sittliche Charakter Friedrich Wilhelm's I. war die beste Bürgschaft dafür, daß der-

gleichen Agitationen gegen seinen Nachbar, mit dem er in Frieden lebte, sofort im Keime erstickt werden würden; aber man war deshalb nicht sicher, daß sie nicht auf Rache gegen König August sinne.

Der Zeit mußte also die Entscheidung in dieser kitzlichen Angelegenheit überlassen bleiben. Eins hatte man gewonnen, sie war der Nähe des Königs entrückt und bei dessen schwankendem Charakter, der leicht Früheres vergaß, mußte ihre Entfernung als ein wesentlicher Vortheil und Sieg betrachtet werden.

Ein zweites Ereigniß machte nicht weniger Sensation, da, wenngleich die Angelegenheit selbst in einem Wirthshause dritten Ranges zum Austrag gelangt war, doch ebenfalls die Hocharistokratie nicht unbetheiligt dabei erschien.

Der Vorgang in der Schnecke an der Weißeritz hatte die Stadtbevölkerung in höchste Spannung versetzt. Tödtlich verwundet lag Rasmus in seinem Hause. Nach ärztlicher Untersuchung war er nur noch ein paar Tage unter die Lebenden zu zählen. Kein besseres Prognostikon stellte sich für den ebenfalls tödtlich verwundeten Heinze heraus, welchen man ins nahe Siechhaus gebracht hatte. In Betracht der Unmöglichkeit, Aussagen von beiden Todescandidaten zu erhalten, wenn man die ihnen nur karg noch zugemessene Zeit versäume, hatte sich aller

Gewohnheit entgegen, die Dinge nicht zu übereilen, das Gericht gemüßigt gefunden, so schleunig als möglich die nöthigen Protokolle aufnehmen zu lassen. Den beiden Schwerverwundeten gegenüber war dies ein übles und höchst langweiliges Stück Arbeit, es mußte unter ärztlichem Beistand geschehen, um ihnen die nöthige Schonung zu gönnen. Auch der Sorauer Hofschneider sah sich in die Angelegenheit hineingezogen, aber weit mehr noch Jürg Weber, welcher in unmittelbarster Weise bei dem Kampfe mit dem Junker von Oertzen betheiligt gewesen war.

Da bei derlei Ereignissen eins ins Andere greift und sich Schlußfolgerungen oft aus den allergeringsten Daten ergeben, so erstreckte sich die Aussagen-Aufnahme noch über eine Zahl Dresdner Kaufleute, welche an den Junker auf die von ihm ihnen vorgelegten Anweisungen der Firma Wirth größere oder kleinere Summen gezahlt hatten. Wem hätte die Ahnung aufsteigen sollen, daß dieser mit feinen Manieren und so sicher auftretende Handelsreisende ein Betrüger sei, der auf verbrecherische Weise sich in den Besitz dieser Papiere gesetzt habe!

Allen Nachforschungen zum Trotz hatte sich keine Spur des entflohenen Junkers entdecken lassen. Man fand in dem von ihm bewohnten Zimmer Kleider, Wäsche

und Briefe, aber kein Geld. Erst nach mehreren Tagen erfuhr man, daß er noch in selbiger Nacht mittels eines Fuhrwerks die Stadt verlassen habe. Der Kutscher, der ihm diesen Dienst geleistet, war schon am Tage vorher von ihm bestellt worden, um am nächsten Morgen ihn nach Herzberg zu fahren. Unter dem Vorwande, daß er, wolle er nicht großen Verlust erleiden, noch in dieser Nacht fort müsse, wofür er selbstverständlich das Fuhrlohn verdoppeln werde, hatte er den Mann bewogen, ihm zu willfahren. Somit war er der Festnahme entgangen und es war in jener Zeit fast mit Gewißheit zu sagen, daß derjenige, welcher einen solchen Vorsprung gewonnen und Geld genug bei sich hatte, um seine fernere Freiheit nicht gar zu ängstlich besorgt sein durfte, denn die polizeilichen Anstalten lagen damals mehr, als gut war, im Argen.

Rasmus ruhte auf seinem Bette, bleich und regungslos, als habe ihn schon der Tod berührt. Tiefe Stille herrschte in der Kammer. Sein kleines Töchterchen stand allein an seinem Lager, mit ihren kleinen warmen Händen seine kalte Rechte umschließend. Nach langer Pause hob der tödtlich Verwundete seine matt über die Augen gefallenen Lider auf und sein feuchter verschwimmender Blick fiel auf das Kind. Ueber das blasse Gesicht des an der Ausgangspforte des Lebens angekommenen Mannes

zog es wie heller Sonnenschein. „Fiekchen", sprach er leise.

„Will Er was, Herr Vater?" fragte die Kleine, das Ohr seinem Munde nähernd, da seine Stimme zu schwach war, um nur in geringer Entfernung verständlich zu sein.

„Das Knäblein bat, als der Todesengel es von der Erde genommen, beim lieben Gott für seine Aeltern, die viel Böses gethan und schwere Sünden auf sich geladen daß er ihnen barmherzig sein solle."

„Ach ja, 's war 'n frommes unschuldiges Knäblein."

„Wie Du, mein Kind, wie Du fromm und unschuldig bist. Wenn ich todt sein werde, thue wie das Knäblein und bitte Gott, daß er mir barmherzig sein möge. Das wird er erhören. Sonst habe ich ja Niemand, der meiner gedenken möchte."

„Die Mutter und Bruder August", erinnerte die Kleine.

Rasmus verneinte mit Kopfschütteln, aber er sprach seine Meinung darüber nicht aus. Nach einer langen Pause, in der ihm die Lider wieder über die Augen gefallen waren, ermunterte er sich und flüsterte: „Singe, Fiekchen."

„Was, Herr Vater?"

Eine Weile verging, ehe der Gefragte antwortete, dann

klang es von seinen weißen Lippen: „Liebster Vater, ich, Dein Kind, komm' zu Dir geeilet."

Sofort fing Fiekchen zu singen an. Die klartönende Stimme des kleinen Mädchens schien auf den Todwunden wie eine erhebende Kraft zu wirken, ihn geistig gleichsam auf sanften Schwingungen aufzurichten aus der Schwäche, die ihn beherrschte, sodaß allmälig ein Ausdruck von Heiterkeit sein Antlitz überbreitete. Die schwere Schuld, die ihn so lange Jahre bedrückt, sein Denken in Verwirrung versetzt, ihn zu einem geistig Kranken gemacht hatte, wich wie ein böser, steckender Nebel von ihm. Wie vor David's Saitenspiel die bösen Geister des Wahnsinns von Saul wichen, so fiel die Angst vor der Verantwortung vor Gottes Richterstuhl, die ihm bald bevorstand, von Rasmus ab, aus seines Kindes Munde drang ihm die Hoffnung auf Gnade und Vergebung ins Herz. Und in dieser gehobenen Stimmung fanden ihn die Gerichtspersonen, denen Jürg Weber, Frau Rasmus und August folgten. Man wollte Fiekchen entfernen, aber Rasmus hielt die Hand des Kindes mit Aufbietung seiner letzten Kraft fest, man mußte ihm willfahren, Fiekchen an seinem Lager lassen. Frau Rasmus hatte allen Halt verloren, ihr determinirtes Wesen war vollständig verschwunden; sie fürchtete, der Mann, der hart an der Pforte des Todes keine Rücksicht mehr zu nehmen brauchte, den

sie in seiner Krankheit mißhandelt hatte, werde auch von dem Sündenlohne sprechen, um den er sein ehrlich Gewissen verkauft und den sie ohne Gewissensbisse an sich gerissen. Ihr Sohn August hatte große Noth, sie an seinem Arme aufrecht zu erhalten.

Die Gerichtspersonen fanden sich höchlich überrascht, Rasmus fast mit Heiterkeit ein umfassendes Geständniß ablegen zu hören; sie hatten gefürchtet, schwere Mühe mit ihm zu haben, und gerade das Gegentheil trat ein. Als er mit den Worten: „Ich habe nichts verschwiegen — Gott sei mir gnädig!" sein Bekenntniß schloß, fiel auch sein etwas aufgerichtetes Haupt zur Seite aufs Kissen nieder, schwer erschöpft von der übermächtigen Anstrengung lag er ohnmächtig auf seinem Lager. Schweigend standen die Anwesenden um dasselbe. Frau Rasmus athmete tief auf. Der Sterbende hatte sie nicht verdorben, obwohl er es mit wenigen Worten gekonnt hätte. Plötzlich kam große Unruhe über ihn, sichtbare Angst verzerrte sein Gesicht. „Singe, Fiekchen, singe!" hörte man ihn mit gebrochener Stimme lispeln, und das kleine Mädchen, immer noch die Hand des Vaters in den seinen haltend, hob mit dem feinen Stimmchen sofort den Vers zu singen an, bei dem es durch den Eintritt der Anwesenden unterbrochen worden: „Ach verzeih mir, ach vergib, was ich mißgehandelt." Tief ergriffen stimmten die Andern mit ein. Ehe

der Vers noch zu Ende gebracht war, flog ein kaum merkbares Zucken über das Antlitz des Sterbenden, der Tod hatte ihn berührt. Seines Kindes Gesang war für ihn zum harmonischen Flügelwehen des Friedensengels geworden, der die Seele des Reuevollen aufwärts leitete. Und als nach Beendigung des Gesanges tiefes Schweigen eintrat, nahte sich Jürg Weber dem Todten, legte die Hand auf dessen Brust und rief in der höchsten Aufregung, in die ihn die nunmehr erlangte Kenntniß des an seinem unglücklichen Vater begangenen Verbrechens versetzt hatte: „Herrgott, ich rufe Deine Gerechtigkeit an, den Schändlichen, der diesen Mann hier verleitet zu so schwerer Sünde und meines armen Vaters ehrlichen Namen und Leben vernichtete, mich finden zu lassen, um ihn der verdienten Strafe zu überliefern!"

Im Siechhause war fast gleichzeitig ein Protokoll aufgenommen worden, dem auf ihr Ansuchen die verwittwete Gräfin Promnitz beiwohnte. Heinze, der den Abschluß seines Lebens vor sich sah, erleichterte gleichfalls sein Gewissen, indem er bekannte, daß er auf des Junkers von Oertzen Andrängen und Verleitung die Handschrift des unglücklichen Archivars täuschend nachahmend, jenen Brief gefälscht habe, welcher von Rasmus vor der Beförderung durch das Hofmarschallamt nach Halbau an den nun verstorbenen Grafen Friedrich daselbst

in des Junkers Hände für einige Stunden übergeben worden.

Es würde dem Charakter der verwittweten Gräfin Promnitz schier unmöglich gewesen sein, wenn sie bei dieser Entdeckung sich hätte ruhig verhalten sollen. „O, Er ist doch ein verfluchter Halunke!“ schrie sie auf. „Solch einen satanischen schlechten Streich auszuführen und dann noch in meinem Dienste sich satt zu fressen! Hätte ich das ahnen können, ich hätte Ihm die Schurkenseele aus dem Leibe peitschen lassen, Kerl.“

Der Gerichtsbeamte hielt sich für berufen, der hochgeborenen Dame bemerklich zu machen, daß sie hier keine Stimme habe, indeß die Frau Gräfin war total anderer Ansicht. Sie fiel in so gröblicher Weise aus und nannte ihn, der bereits weißes Haar hatte, einen schimmeligen Federfuchser, um den sie sich den Teufel schere, daß der so übel Behandelte sich genöthigt sah, die Dame hinausbringen zu lassen.

Wenn auch durch die beiden Aussagen der Punkt der Brieffälschung festgestellt wurde und schon daraus hervorging, daß Archivar Weber das Opfer der abscheulichsten Intrigue geworden, so herrschte doch eine völlige Dunkelheit über das, was als das eigentliche Verbrechen bezeichnet werden mußte, über den Verlust der Documente. In wessen Händen befanden sich diese? Hatte Junker

Oertzen, der sie nach Rasmus' Aussage empfangen, an seinen Auftraggeber ausgeliefert? Nur der Umstand, daß der König auf einige Tage Dresden verlassen hatte, hielt die Pistolengräfin ab, persönlich bei Seiner Majestät ihre Sorauer Schwägerin als die Urheberin dieser Intrigue anzuklagen und eine Untersuchung zu beantragen. Da es nicht verschwiegen bleiben konnte, welchen lebhaften Antheil Jürg Weber an diesen Vorgängen nahm, so fand sie sich veranlaßt, ihn zu sich rufen zu lassen. Der junge Mann entsprach der an ihn gerichteten Aufforderung, und da seine Erscheinung wie sein bescheidenes, fern von falscher Höflichkeit sich haltendes Benehmen der Frau Gräfin gefielen, so machte sie ihm rückhaltslos alle auf seine unglückliche Schwester sich beziehenden Mittheilungen.

„Habe Er Geduld, Mosje", sagte sie schließlich zu ihm. „Ich lasse nicht locker, bis ich der ganzen Teufelsfahrt auf der Spur bin, und dann Gnade Gott dem, den ich auf schlechten Wegen finde. Für den wäre es besser, seine Mutter hätte ihn im ersten Bade ersäuft. Weiß Er, Mosje, daß ich und Er in der verfluchten Geschichte so zu sagen natürliche Alliirte sind? Ja, Alliirte, nur mit dem Unterschiede, daß Sein Vater dabei zu Grunde ging, ich aber noch obenauf bin."

„Gnädige Frau Gräfin, meines Vaters ehrlicher Name

wird wiederhergestellt, aber sein Gram, nach einem langen, tadellosen Wandel in seinem Amte vor aller Welt sich als ein Dieb entehrt zu sehen, die zahllosen Thränen meiner guten Mutter, die hülflos und verarmt kaum vor den Leuten sich zu zeigen wagte, ihr Schmerz, mich als arme vater- und mutterlose Waise zurücklassen zu müssen unter dem erdrückenden Fluche eines gebrandmarkten Namens, das kann nie gebessert, nie ungeschehen gemacht werden. Das Verbrechen hat gesiegt und die Rechtschaffenheit, die nichts als ihr gutes Bewußtsein für sich hat, ist ein trauriges Opfer dieses Sieges geworden. Meine Aufgabe bleibt es, durch mein Thun der Welt zu beweisen, daß vom guten Stamme nur gute Früchte zu erwarten sind, und ich will redlich diesem Ziele nachstreben. Bisher hat Gott mir treulich beigestanden, er wird es gewiß auch ferner. Ich bin unverzagt."

Die mannhafte Dame stand vor ihm und ihr durchdringender Blick haftete fest auf ihm, dessen Wangen und Stirn in der Gefühlsaufregung, die ihn jetzt beherrschte, sich stark geröthet hatten. „Er ist 'n braver Kerl", sprach sie mit einem Anklang von Wohlwollen. „Das gefällt mir. Winselige Kerls sind mir in den Tod zuwider, taugen den Teufel nicht. Er ist Seiner Profession nach Dütchenkrämer?

Diese seltsame Bezeichnung seines Berufs trug etwas

so Komisches in sich, daß Jürg sich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Kommt ihm das so gespaßig vor?“ fragte die Dame pikirt.

„Ja, gnädige Frau Gräfin“, antwortete der junge Mann offenherzig.

„Ehrlich ist Er, wie ich sehe. Ein Anderer von Seinem Metier hätte gar nicht erst gemuckst. Nun, ich hab's Ihm nicht zum Tort gesagt, daß Er ein Dütchenkrämer ist, denke Er das nicht von mir. Kann Er dafür, daß Er als armer Waisenknabe zu einem solchen Erwerbe greifen mußte? Ich glaube, Er hätte einen richtigen Waidmann abgegeben. Die Jägerei ist doch 'n ganz ander Ding.“

„Gnädige Frau Gräfin, wir können nicht alle Jäger sein“, entgegnete Jürg. „Wie Gott so vielerlei Geschöpfe geschaffen, die alle ihren Nutzen im großen Universum haben, wenn wir denselben auch nicht gleich beim ersten Blick herausfinden, so auch ist es eine weise Einrichtung, daß es unter den Menschen so vielerlei Berufsarten gibt, weil der eine den andern und aller Thätigkeit zusammen das große Ganze erhält. Gäbe es nur Jäger im Lande, würde es traurig bestellt sein mit der Ordnung und dem Rechte, denn Jeder will leben und einer hat keinen gültigern Anspruch als der Andere, sich durch seine

Thätigkeit und Arbeit die Mittel zum Lebensunterhalt zu verschaffen."

„Hm, das klingt nicht dumm", stimmte die Gräfin ein. „Wären alle Leute gräflichen Ranges, möchte ich keine Gräfin sein. Das ist richtig, denn ich müßte mich selbst bedienen, was jetzt das ordinäre Pack thut."

Jürg beachtete diese weise Erkenntniß der Gnädigen nicht, sondern fühlte die Nothwendigkeit, derselben Achtung vor seinem, dem Kaufmannsstande, einzuflößen.

„Es mag vielleicht als Ueberhebung erscheinen, wenn ich, der junge Kaufmann, der noch so viele Erfahrungen zu machen hat, ehe er seinen Namen in die Reihe der hochgeachteten Firmen des Handelsstandes wird setzen dürfen, mich zum Vertheidiger der Ehre des kaufmännischen Berufs aufwerfe, aber nichtsdestoweniger, gnädige Frau Gräfin, liegt mir die Verpflichtung ob, den Stand, dem ich angehöre und mit Lust und Eifer angehöre, Ihnen als einen höchst ehrenvollen der menschlichen Gesellschaft vorzuführen."

„Er gibt's hoch, Mosje", sagte die Dame lachend, „aber junger Wein gährt, eine alte Geschichte. Na, schieß' Er los."

War es überhaupt möglich, Jemand zu überzeugen, daß der Handel im Allgemeinen der einflußreichste Erzieher der gesammten Menschheit sei, der die Erde zum

Gemeingute aller Völker gemacht habe, durch den nicht nur eine Menge Kräfte in Bewegung gesetzt, sondern auch der Gesichtskreis und die Kenntnisse der Menschen erweitert würden und dadurch der Reiz nach Belehrung über uns ferne und doch so wissenswerthe Dinge stets neue Anregung empfange, welche zur Vermehrung geistiger und moralischer Güter führe, so erreichte Jürg's eifrige Erklärung, wie nur der Handel als Bindeglied aller Völker der Erde deren Thätigkeit zu einem so großartigen Ganzen schaffe, durch welches der Menschengeist den erhabensten Triumph feiere, dies Ziel vollkommen.

„Ist es vernünftig, daß man des Kaufmanns im Binnenlande spottet, weil er in Düten die Waaren aus fremden Ländern verabfolgen muß, da seine Kunden sie nicht centnerweise sich erwerben können? Dies kleine, scheinbar unbedeutende Wirken ist so eng mit den großen Handelsunternehmungen verknüpft, daß diese ohne dasselbe nicht bestehen, ja nicht einmal gedacht werden könnten. Der kleine Kaufmann trägt in seinem Berufe zu dem Nutzen bei, dessen Theilnehmer alle Völker der Erde sind, und darum, gnädige Frau Gräfin, bin ich stolz, einem Stande anzugehören, der ohne Ruhmredigkeit der Wohlthäter der ganzen Menschheit sich nennen kann."

Die vornehme Frau hatte ihm mit sichtbar gesteigertem Erstaunen zugehört; in ihrem hocharistokratischen

Bewußtsein war jedenfalls nie eine Ahnung aufgedämmert, daß bürgerliche Menschen sich so großer Dinge rühmen könnten, wie eben dieser junge Mann ihr gegenüber ohne Scheu gethan; aber bei allem ihrem Dünkel und ihren großen Schattenseiten war sie ein zu ehrlicher Charakter, als daß sie nicht eine gewisse Achtung vor ihm hätte empfinden sollen. Nach einer Weile sagte sie: „Er ist ja 'n ganzer Kerl! Ihm kann der Teufel so leicht kein Ohr abschwatzen; aber Er hat Recht, Jeder hält auf seine Couleur. Da wir, wie ich Ihm schon gesagt habe, durch den uns gespielten niederträchtigen Schurkenstreich Alliirte geworden sind, so glaube ich ein Recht zu haben, für Ihn etwas zu thun. Hier meine Hand und mein Ehrenwort: zu Seinem Anfange als Kaufmann leihe ich Ihm fünftausend Thaler gegen landesübliche Zinsen. Behagt Ihm das?"

„Gnädige Frau Gräfin!" rief Jürg überrascht und die Freude, so unerwartet einen längst im Stillen gehegten Wunsch erfüllt zu sehen, überflog mit hellem Strahl sein offenes, freundliches Gesicht.

„Nichts geschwatzt darüber, das bleibt unter uns. Bin's Ihm eigentlich schuldig, denn Sein Vater ist infolge der an meiner Kinder Recht verübten Bosheit zu Grunde gegangen und hat also nichts für Ihn thun können, deshalb trete ich ein. Die Sache ist abgemacht. Basta!"

Als die Dame sich allein sah, befand sie sich in auf-

fällig gutem Humor; sie pfiff sehr vergnügt ein Jagdlied vor sich hin und trat dann zu der umflochtenen Flasche, ein volles Glas leerend, als finde sie es für nöthig, sich selbst zu belohnen.

In ähnlicher glücklicher Stimmung befand sich Else. Die Schatten, welche zuweilen so unerquicklich an ihrem Lebenshorizonte aufgestiegen, waren sämmtlich verschwunden, es war heller, freundlicher Himmel über ihr, denn der Jürg kam fast täglich zur Großmutter. Nun wußte Else, welch ein braves Herz er sei und wie jeder Argwohn hinsichtlich einer Untreue seinerseits nichts Anderes sei als ein häßlich schreckendes Phantom, das ihr gesundes Denken einschüchtere und ihr schlimme Stunden bereite. Bei ihrem lebhaften und resoluten Naturell war es kein Wunder, daß sie der Großmutter gerade heraussagte, den Jürg verdiene sie eigentlich gar nicht, an dem habe sie nicht viel anders gehandelt wie das Judenvolk, das da geschrieen habe: Kreuzige ihn! Kreuzige ihn! weil böse Menschen den Herrn verdächtigt hätten; und sei der Krümel-Schneider auch nicht zu dieser schlimmen Sippschaft zu zählen, die absichtlich falsche Rede und Zeugniß aufbrächte, so habe doch sein Elsterschnabel so albernes Zeug zu Tage gefördert, daß sie ganz confus in ihrer dummen Eifersucht geworden sei und Kreuzige ihn! gegen den Jürg geschrieen habe.

Mit Nitzschold's Sabine hatte Else Freundschaft geschlossen. Es war ein recht hartes Geschick über die arme Sabine gekommen. Sie stand jetzt ganz allein, der Tod hatte ihre Mutter abgerufen und der Heinze war an seiner Verwundung gestorben. Wenn sie auch nicht mittellos dastand, so war ihr im Heinze doch der entrissen, auf den sie die Hoffnung ihrer Zukunft gesetzt hatte. Seine Helfershelferschaft bei dem vom Junker von Oertzen ausgeführten Verbrechen verurtheilte ihn zwar als Mitverbrecher, aber Sabine fand doch einen seine That bedeutend mildernden Umstand in seiner großen Armuth und in dem Bestreben, sich einen Verdienst, denn jedenfalls hatte ihn der Junker gut dafür bezahlt, nicht entgehen zu lassen. So schwere Schuld auch auf ihm lastete, so war doch seine Liebe zu ihr eine treue ehrliche gewesen, wie hätte Sabine ihn also verurtheilen können!

Am Abend des Tages, an dem Jürg Weber von der Pistolengräfin das Anerbieten, ihn mit der Summe von fünftausend Thalern zu unterstützen, empfangen hatte, erschien er bei der Großmutter, um die Nachricht dieses Glückes ihr und Else mitzutheilen.

„Mein Jürg", sagte die Matrone, „nun ist's bei mir an der Zeit, daß ich sagen kann: Herr, lasse Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Dein Heil gesehen. Was ich gewünscht habe in stillen Stun-

den, das hat mich Gott erleben lassen. Deines Vaters ehrlicher Name ist wiederhergestellt, mein Jürg, und durch das gnädige Anerbieten der fürnehmen Dame ist Dir eine gute Aussicht für die Zukunft erschlossen, denn meine Hinterlassenschaft, die Elsen zufällt, hinzugerechnet, wirst Du einen guten Anfang in Deinem Geschäft haben und ich kann ruhig mein altes Haupt aufs Sterbekissen legen. Was Tausenden und Tausenden, und wären sie noch so reich, nicht geschieht, das geschieht mir altem Weibe. Ich darf in dem Bewußtsein hingehen, daß zwei glückliche Menschen, die ich und die mich lieb gehabt haben, an meinem Sarge stehen. Seht, Kinder, das ist der erste Strahl aus der Himmelssonne, der mir zur dunkeln Fahrt hinüber leuchtet."

Else war so tief erschüttert, daß sie schluchzend der Großmutter zu Füßen fiel und ihre Kniee umklammerte. Jürg, nicht minder gerührt, ergriff die Hand der Greisin und wollte eben zu ihr sprechen, als draußen im Vorsaal die dünne Stimme des Krümel-Schneiders ungemein laut wurde. Man hörte ihn der Magd zurufen: „Ich muß hinein, geht nicht anders, muß, muß! Begreift Sie das? Die Großmutter muß das erfahren. So etwas ist noch gar nicht da gewesen, solange die Welt steht, kommt auch nicht wieder."

„Was hat nur der Schreihals?" fragte die Groß-

mutter unmuthig, denn der Moment, welcher durch den kleinen Nadelhelden unterbrochen wurde, war ein sehr feierlicher.

Als Jürg die Thür zum Vorsaal öffnete, setzte der Krümel-Schneider an ihm mit einem Sprunge vorüber, wie ein vom gespannten Bogen abschnellender Pfeil, und als er sich glücklich im Zimmer sah, sagte er triumphirend: „Drinnen bin ich, herausbringen sie mich nicht eher wieder, bis die Großmutter Alles erfahren hat.“

„Was soll ich erfahren?“ fragte die Matrone.

„Was Ungeheuerliches, was ganz Ungeheuerliches“, referirte der Kleine. „Die Frau weiß, daß mein Nachbar Gutbier an jenem Abend, wo in der Schnecke so arge Teufelei vorkam, sich verarretiren ließ. Am andern Tag wurde es erst ruchbar, warum. Er habe mit dem entsprungenen Junker ein Verbrechen begangen, das wolle er offenbaren, denn sein Gewissen sei wund davon, hatte er dem Magistratsherrn gesagt. Von einem Geständniß war aber gar keine Rede. Wär's dem Rathsdoctor nachgegangen, hätte man ihn schon nächsten Tags wieder laufen lassen, denn der war der Meinung, es sei wieder einmal 'n verwirrter Nebel in seinem Hirn aufgestiegen und er habe nichts zu offenbaren; aber der gestrenge Herr Bürgermeister sah die Sache anders an und der Rathsschreiber mußte im Arrest bleiben, um ihm fürs künftige

die Lust zu benehmen, einen hochweisen Rath anzulügen. Wie ich jetzt, um mich hierher nach Hause zu trollen, am Rathhause vorbeigehe, ruft mich mein Gevatter Frosch, der gerade auf Wache ist, mit den Worten an: „Weiß Er's schon von Seinem Nachbar Gutbier?“ — „Was denn?“ frage ich erschrocken, denn ich denke, er hat sich im Gefängniß erhängt. „Ein Geständniß hat er vor ein paar Stunden abgelegt, daß die edlen Herren vom Rathe die Gänsehaut überlaufen hat. Was es eigentlich betrifft, ist noch nicht laut geworden, aber eins weiß ich. Man hat zu Seiner Ehrwürden dem Herrn Superintendenten geschickt und der gestrenge Herr Bürgermeister ist jetzt selbst zu dem geistlichen Herrn hin. Habe auch den Herrn Syndikus sagen hören: Wer hätte das von dem Gutbier gedacht!“ Glaub' Sie mir's, Frau, mich hat's ordentlich geschüttelt bei dem Gedanken, daß ich so lange Jahre neben einem Menschen gewohnt habe, der etwas Schreckliches auf dem Gewissen mit sich herumgetragen hat.“

„Aber was ist es denn Schreckliches?“ fragte Jürg.

„Was?“ entgegnete der Krümel-Schneider perplex. „Ja, was, das weiß ich nicht; aber Schreckliches muß es sein, wenn den ganzen Magistrat die Gänsehaut überläuft.“

Der würdige Stallschneider Seiner Majestät des Königs empfand in seinem bürgerlichen Tugendbewußtsein

im vollständigsten Grade den Schauder nach, dem nach seines Gevatters Aussage der sämmtliche Magistrat bei Gutbier's Bekenntniß unterlegen sein sollte.

„Das soll mir bald klar werden. Ich gehe zum Herrn Syndikus, der sich wohlwollend gegen mich bewiesen und mir erklärt hat, er als alter Freund meines unglücklichen Vaters habe nie daran geglaubt, daß dieser das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen, und freue sich nun dessen ehrlichen Namen wiederhergestellt zu sehen", sprach Jürg. „Kann man wissen, ob nicht auch das, was Gutbier ausgesagt, mit der Schandthat, welche an meinem seligen Vater begangen worden ist, in Verbindung steht?"

Die Großmutter billigte diesen Entschluß Jürg's und Else, obwohl sie gern gesehen hätte, daß Jürg bei ihnen geblieben wäre, wagte keinen Widerspruch.

Eine so seltsame Aussage als die Gutbier'sche war allerdings geeignet, die Gemüther der ihn anhörenden Magistratsherren mit Schauder zu erfüllen. Zu jener Zeit, als Gutbier in seiner Eigenschaft als Rathswächter seiner großen imposanten Gestalt wegen stets zur Ehrenpräsentation bei den Leichenbegängnissen vornehmer und reicher Leute verwendet wurde, war er auch zu der Bestattung des wirklichen Geheimraths Baron von Reisewitz commandirt. Der Sitte nach hielten die mit beflorten

Hellebarden dem Leichenzuge voranschreitenden Ehrenrepräsentanten abwechselnd Wache bei dem zur Parade aufgebahrten Todten. An Gutbier war die Reihe kurz vor der Zeit, daß die Leiche zum Zuge abgeholt werden sollte. Das gaffende Volk war entfernt, die eingeladenen Verwandten und Freunde hatten sich zu der für sie hergerichteten Collation begeben, um sich mit Wein und aufgetragenen Gebäck in ihrem großen Leide zu stärken. Ein Gleiches geschah von seiten der Leichenträger und des zur Beerdigung gehörenden Personals, welche gleichfalls mit Imbiß und Trunk in einem abgelegenen Zimmer regalirt wurden.

Die durch die vielen Lichter erzeugte Wärme in dem Paradezimmer und der dadurch sich sehr bemerkbar machende Leichendunst veranlaßten den Wache haltenden Gutbier, der aus Erfahrung wußte, daß sich jetzt kein Mensch um den Todten kümmere, in ein Nebengemach zu treten, aus welchem eine durch einen kleinen Vorhang halb verdeckte Thür in ein anderes Zimmer führte. Er hatte kaum neben dieser letztern Thür auf einem Sessel Platz genommen, als seine Aufmersamkeit lebhaft in Anspruch genommen wurde. Er hörte zwei Personen in das Nebenzimmer treten; ein Blick auf dessen Thür zeigte ihm, daß sie auf der Seite, wo er saß, verriegelt war, weswegen er nicht nöthig hatte, sich zu entfernen. Seine

Erwartung, daß der Beiden Gespräch sich um den Todten drehen werde, erfüllte sich nicht, was sie aber sprachen, machte ihn bald aufmerksam.

„Er ist 'n ganzer Mann", hörte er den einen sagen. „Gebe Er die Mappe her, und während ich die Documente durchsehe, streiche Er die dreihundert Thaler ein, Er hat sie ehrlich verdient." — „Ehrlich nun gerade nicht", antwortete der andere. „Der Herr Junker kann mir's glauben, daß mir jetzt noch angst und bange ist, wenn ich daran denke, daß es herauskommen könnte." — „Rede Er doch nicht so dumm. Ich verrathe Ihn nicht, denn ich thäte mir selbst den schlechtesten Dienst und Ihn halte ich für nicht so dumm, sich selber auf den Bau zu bringen." Gutbier hörte Silber klimpern, er stand leise auf, schob den Fenstervorhang ein wenig beiseite und sah den Junker Papiere durchsehen und Rasmus das Geld in einen Beutel streichen. Letztern kannte er. Dann hörte er den Junker sagen: „Die beiden Papiere hier muß Er mir hier lassen, jetzt ist die Zeit zu kurz, um einige nöthige Notizen daraus mir zu machen." Rasmus protestirte gegen das Hierlassen der Schriftstücke, indeß vergebens, der andere sagte: „Sei Er nicht albern, morgen Mittag stellt Fiekchen sie Im wieder zu und Er steckt sie zu den andern in die Mappe. Wer weiß dann etwas davon?" Es bedurfte nur eines Blickes,

um zu sehen, daß der Junker die beiden in Rede stehenden Papiere auf einen der Thür gegenüberstehenden Tisch legte. Dann nahm er das Licht und verließ das Zimmer, es hinter sich und Rasmus abschließend. Was mögen denn das für Papiere sein? fragte sich Gutbier, der die Ahnung hatte, daß hier etwas Ungewöhnliches im Werke sei. Schnell entschlossen riegelte er die Thür auf, mit zwei großen Schritten befand er sich an dem Tisch und die Papiere hinwegnehmend, trat er zurück in das Gemach, dessen Thür wieder verriegelnd. Die tiefe Stille in dem tageshell erleuchteten Paradezimmer machte ihn dreist. Zu Häupten der Leiche tretend, durchsah er die Papiere, es waren Codicille zu einem Testamente. Ehe er jedoch die Durchsicht derselben nur zum vierten Theil beendet, hörte er Schritte sich rasch dem Zimmer nähern. In der Angst wußte er die Papiere nicht anders und sicherer zu verbergen, als daß er sie hastig zu Kopf der Leiche zwischen die Sargwand und das Füllsel, auf dem der Todte lag, steckte. Er hoffte sie aus diesem Versteck baldigst wieder hervorziehen und sie bei sich verbergen zu können; diese Erwartung aber schlug fehl. Die Träger wurden herbeigerufen, der Sarg geschlossen und eine Viertelstunde später schritt Gutbier schon mit seinen Kameraden, die Hellebarde schulternd, dem nach der Frauenkirche dirigirten Leichenzug voran.

Seit diesem Abend hatte der Arme selten noch eine ruhige Stunde, eine unbeschreibliche Angst peinigte ihn. Erst das Gerücht, welches den Archivar des Documentendiebstahls beschuldigte, machte ihm klar, um was es sich eigentlich handle, Rasmus' Verfall in Wahnsinn vervollständigte die Erkenntniß bei ihm, welch ein Verbrechen er, ohne es zu wollen, begangen habe. Faßte er auch den Vorsatz, ein offenes Bekenntniß abzulegen, so fehlte es ihm doch an Muth, sich selber anzuzeigen. Eine lange dauernde Krankheit warf ihn nieder, und als er sie überstanden, war Alles zu spät, der Archivar im Königsteiner Kerker gestorben, Rasmus seines Dienstes entlassen. Und von da an rührte sein Zustand des periodischen Wahnsinns; seine geschäftige Einbildungskraft führte ihm das Geschehene so lebhaft vor den Geist, daß er es aufs neue zu durchleben vermeinte. Er wurde ein elender, kranker Mensch. Rasmus' weitere Lebensschicksale blieben ihm unbekannt, er wußte nicht, daß, als er in des Krümel-Schneiders Gesellschaft in der Schnecke einkehrte, er in dessen Hause sei. Das so unerwartete Zusammentreffen mit dem Junker und Rasmus, der blutige Vorgang, der sich vor seinen Augen entspann, ergriffen ihn so gewaltsam, daß er den Entschluß faßte, ein Geständniß abzulegen, und sich selbst der Behörde überlieferte.

Am nächsten Vormittag begaben sich der Bürgermeister und mehrere Herren vom Rath in Begleitung des Herrn Superintendenten wie auch der verwittweten Frau Gräfin Promnitz und Jürg Weber's nach der Frauenkirche. Hinter ihnen wurden die Kirchthüren geschlossen. Unter Vortragung von Fackeln stieg man in die Gruftgewölbe hinab. Voran schritt der Kirchner Michaelis. Kein Wort wurde von den ihm Nachfolgenden gewechselt. Alle schienen unter dem Druck des unheimlichen Bewußtseins, sich in den Räumen der Todtenwelt zu befinden, verstummt zu sein. Endlich hatte man die Gruft erreicht, der Kirchner öffnete sie, und auf einen der daselbst stehenden Särge deutend, sagte er: „Dies ist der letzte hierher gebrachte, und wie die Aufschrift des Täfelchens ausweist, ruht der verstorbene Geheimrath von Reisewitz darin."

„Oeffnet ihn!" befahl der Bürgermeister, nachdem der Superintendent einige Worte hatte vorhergehen lassen, wie es hier nicht gelte, frevelnd die Ruhe der Todten zu stören, vielmehr ein Werk der Nothwendigkeit zu erfüllen, um einer schlimmen That auf den Grund zu kommen.

Es kostete einige Mühe, die stark eingerosteten Schrauben, welche den Deckel auf dem untern Sargtheil festhielten, zu lockern. Endlich konnte er abgehoben werden. Das rothe Fackellicht fiel auf den darin liegenden Leichnam.

Auf des Bürgermeisters Wink hoben zwei Rathswächter das zusammengesunkene Lager, auf dem der Todte ruhte, ein wenig in die Höhe, während ein dritter zu Häupten des letztern an der Sargwand mit der Hand bis auf den Boden fuhr und sie zurückziehend zwei noch unversehrt gebliebene, aber in Brüche gerathene und etwas übelduftende Papiere herausbrachte. Ohne die weitere Verfügung des Bürgermeisters abzuwarten, bemächtigte sich die Gräfin sofort der Papiere. Ein flüchtiger Blick genügte, um ihr sogleich auf beiden das Promnitz'sche Wappen vor Augen zu führen.

„Hätte ich doch nimmermehr geglaubt, daß ein Sarg auch zum Dohlenneste zu gebrauchen wäre", sagte sie in bestem Humor. „Da nehme Er die Papiere in Verwahrung, Herr Bürgermeister, und erstatte Er Seinen Bericht darüber. Heute Mittag schon mache ich persönlich Seiner Majestät Mittheilung von der Sache." Zu einem der Rathswächter gewendet, fügte sie hinzu: „Hole Er für sich und Seine Kameraden bei mir im güldenen Schwerte das Trinkgeld für die Commission hier. Auch Er komme zu mir", sagte sie zum Kirchner, der sich dankbar verneigte.

Jürg Weber lehnte an der dunkeln Gruftwand, die Hände wie im Gebet gefaltet. „Und mein armer Va-

ter mußte schmachbedeckt im Kerker, meine gute Mutter in Gram und Herzeleid sterben, weil der Elende schwieg, dessen Wort ihn hätte retten können!" rief er. Der Superintendent trat zu ihm und ihm die Hand auf die Schulter legend, sagte er in väterlich mahnendem Tone:

„Mein junger Freund, gedenke Er des Wortes im Hiob: Denn der Böse wird behalten auf den Tag des Verderbens, und auf den Tag des Grimmes bleibet er. Ueberlasse Er dem Herrn die Vergeltung, sie bleibt nie aus, und wenn sie kommt, dann wehe dem, dessen Haupt sie trifft. Seines Vaters ehrlicher Name ist hergestellt, das Weitere wird Gott fügen. Amen!"

„Amen!" klang es von den Lippen der Andern.

Sechstes Kapitel.

Die freie Stadt Danzig, ehedem Mitglied der mächtigen Meerbeherrscherin, der Hansa, prangte an einem der mittlern Tage des Aprils 1716 im außerordentlichsten Festschmuck. Wie im Hafen alle Schiffe flaggten, so wehten auch gewaltige Fahnen in Unzahl, gehoben von einer leichten Brise, daß sie gleich Schwingen unsichtbarer Geister in der Luft flatterten, von den Häusern herab, kostbare Teppiche hingen aus den Fenstern, über die Gassen gezogene Guirlanden und an manchen Straßeneingängen Ehrenpforten deuteten auf eine große Empfangsfeierlichkeit. Keine deutsche Stadt vermochte würdiger bei festlichen Gelegenheiten zu erscheinen als eben Danzig. Paradirt doch heutzutage noch der Mittelpunkt alles politischen und socialen Lebens, der Langmarkt und die Langgasse, als

ein Verein der imposantesten alterthümlichen, den ersten Decennien des sechzehnten Jahrhunderts entstammenden Gebäude, wahrhafte Prachtbauten, an denen die Kunst der Steinbildnerei Meisterstücke aufweist, die, auf Kosten der reichen Besitzer sogar aus Portugal und Italien herbeigeführt, das Auge entzücken. Es ist eine ruhige Pracht, die sich hier entfaltet, vielgestaltig und doch von aller Ueberladung fern, zu der das ehrwürdige Rathhaus aus den lange verklungenen Tagen des vierzehnten Jahrhunderts, der Springbrunnen mit dem von seinen Meerrossen gezogenen Neptun, meisterhaft in Erz gegossen, und die schöne Façade des Artus- oder Junkerhofs ihren Theil beitragen.

Veranlassung zu diesem Festschmucke gab die erwartete Ankunft Seiner Majestät des Königs August von Polen, des Schutzherrn der freien Stadt, wie es seit dem Vertrage vom Jahre 1454 alle polnischen Könige gewesen waren. Die zu Danzig abzuhaltende Hochzeitsfeier der Bruderstochter des Zaaren Peter I. mit dem Herzoge von Mecklenburg, zu welcher der mit einem sehr zahlreichen Gefolge von Bojaren anwesende russische Selbstherrscher selbstverständlich seinen Nachbar und Bundesgenossen August eingeladen, hatte außerdem eine nicht geringe Zahl von Fürstlichkeiten als Hochzeitsgäste nach Danzig geführt. Diese Fürsten und Herren waren gegen die Mittags-

stunde, eine äußerst stattliche Cavalcade bildend, an ihrer Spitze Zaar Peter, zur Einholung des Königs demselben entgegengeritten.

Und als die Kanonen donnerten und die Stadtglocken ihr Willkommen in die Weite hinaussangen, wurde es in allen Gassen, die der große glänzende Zug passiren mußte, lebendig, das lange Harren der zahllosen Menge fand sein Ende und diese Gewißheit erregte die heiterste Stimmung. Das den König begrüßende Jubelgeschrei wälzte sich brausend wie ein von Felsen eingeengter hochangeschwollener Strom von Gasse zu Gasse. Von den Altanen, die der Danziger Beischläge nennt und welche vor den untern erhöhten Stockwerken breite Terrassen bilden, zu denen Freitreppen hinaufführen, ließen die Frauen und Jungfrauen ihre Tücher zum Gruße flattern. Der König und der Zaar ritten nebeneinander.

Der letztere bekümmerte sich nicht darum, daß der Vergleich seiner Erscheinung mit der des Königs nicht zu seinem Vortheil ausfallen konnte. Kaum vier Jahre waren vergangen seit der Zeit, daß diese beiden Gewaltigen in Dresden zusammen gewesen waren, und doch hatte der Zaar in seinem Aeußern eine bedeutende Veränderung erlitten. Seine ursprünglich angenehmen Gesichtszüge zeigten sich sehr vertieft und dadurch erhielt sein Antlitz den Ausdruck einer Härte, die, wenn sein lebhafter, durch-

dringender Blick auf Jemand haften blieb, ihm das Gepräge der Wildheit gab. In mancher Beziehung strafte eine gewisse Gutmüthigkeit, die er zuweilen äußerte, den Eindruck, den sein Anblick machte, Lügen, wenn ihn jedoch seine blitzgleich auflodernde Leidenschaftlichkeit des Zornes, für den er keine Schranke kannte, ergriff, so war seine Nähe jederzeit gefährlich, er artete in Ungerechtigkeit und Grausamkeit aus.

Heute hatte er das Möglichste an sich gethan. Er trug ein wenn auch sehr einfach, aber doch gesticktes Galakleid und eine blonde Stutzperrücke, auf die er seinen Federhut gestülpt hatte.

König August hatte sich allerdings im Aeußern auch ein wenig verändert, jedoch nur zu seinen Gunsten. Seine Gestalt zeigte — eine Folge der von ihm sehr geliebten Tafelfreuden — eine Hinneigung zur Wohlbeleibtheit, doch jetzt verlieh ihm dieser Anflug von körperlicher Fülle sogar etwas Augengefälliges, er vermehrte das Imponirende seiner Erscheinung.

Von den Wogen des Volksjubels geleitet, gelangten er und der Zaar an das Rathhaus, wo ein Theil des Rathes ihn empfing, während der andere Theil dies am Stadtthor bereits gethan und sich dem Zuge angeschlossen hatte. Ehe man den König nach erfolgter Begrüßung in die Rathsstube hinaufführte, kredenzte ihm ein greises

Stadtrathsmitglied den gebräuchlichen Ehrentrunk, und König August, sich der ungezählten Menge zuwendend, deutete mit einer Bewegung des goldenen Pokals an, daß er auf Danzigs Wohl trinke. Als ob ein Sturm losbräche, wirbelte das Volksjauchzen in die Lüfte.

Von den Rathsherren geleitet, betraten der König und der ihn begleitende Zaar die Sommer-Rathsstube, wo sich der erstere eine viertelstündige Erholung gönnte, um dann mit frischer Kraft die seiner harrenden Deputationen im Remter empfangen zu können.

Der Raum, in dem sie sich befanden, zeugte von dem Schönheitssinn und dem Reichthum der Danziger Bürgerschaft. Diese Sommer-Rathsstube, mit rothem Sammt ausgeschlagen, mit einer Decke von ausgezeichnetem Holzschnitzwerk und trefflichen Gemälden an den Wänden, ließ erkennen, daß man mit feinem Verständniß Alles zu vermeiden gewußt hatte, was den Sinn für schöne Einfachheit hätte beleidigen können.

Während der Zaar in einem Armsessel Platz nahm, seine Dubina, den dicken spanischen Rohrstock, mit dem er Jeden, Bojar oder Bauer, der unglücklich genug war, seinen Zorn zu erregen, höchst eigenhändig durchzuprügeln pflegte, zwischen den Knieen auf den Boden stemmte, die Hände über deren silbernen Knopf faltete und auf den aufwärts gestreckten Daumen seiner

rechten Hand sein Kinn stützte, wodurch sein vorgebeugter Oberkörper die Stellung eines Lauernden annahm, spazierte der König, dem das lange Reiten im Paradeschritt unangenehm gewesen, lebhaft in dem ansehnlichen Stubenraum auf und nieder.

Nach einer Weile wendete er sich zu dem Zaaren mit den Worten: „Sire, auch das Königsein hat sein Beschwerliches.“

Peter hob den Kopf, fixirte ihn ein paar Sekunden und antwortete dann: „Ich denke mir, es geht uns wie den Bäumen auf einer Höhe. Sie haben den ersten Sonnenstrahl, aber auch den ersten Sturm.“

„Ja, ja“, stimmte König August bei. „Der Vergleich ist zutreffend. Nun, wir müssen sehen, die Sonne für uns festzuhalten.“

Ein brummender Ton aus des Zaaren Munde als Antwort ließ unentschieden, ob er eine Beistimmungsäußerung bedeuten, oder ob er eine abweichende Ansicht ausdrücken solle. Nach einer Pause jedoch ließ sich die zaarische Majestät also vernehmen:

„Ich wünsche dem Herrn Bruder Glück zu diesem Experiment, glaube aber nicht, daß ihm dasselbe gelingen wird, erstens schon deswegen nicht, weil der Herr Bruder nicht das Vergnügen hat, ein Jude zu sein, und —“

König August lachte hellauf. „Warum müßte ich dieses Experiments wegen gerade ein Jude sein?“ fragte er in bester Stimmung.

„Weil der merkwürdige Vorgang des Sonnenstillstandes, soviel ich weiß, nur einmal seit der Schöpfung vorgekommen ist, und zwar im Interesse der Juden, und, wie erzählt wird, dazu eine Gebetskraft gehört, die nach meinem Dafürhalten bei Niemand weniger als bei Eurer Majestät vorhanden sein dürfte.“

„Herr Bruder, Sie haben Recht, ganz Recht; ich würde jedenfalls ein grauenhaftes Fiasco an mir selber erleben“, stimmte der König heiter bei.

Die Unterhaltung war somit gleichsam auf einen blumigen Pfad geleitet und setzte sich eine Weile so fort. Der Zaar äußerte aber dann nach kurzer Pause: „Wir Herren der Nationen spinnen jeden Tag ein Stück Geschichte ab, aber es bleibt ein abgerissenes, lose in den Lüften flatterndes Gewebe, wenn wir nicht ein ewiges Leben oder Nachfolger haben, die in unserm Sinne fortarbeiten.“

König August wußte aus Erfahrung, daß sein zaarischer Herr Bruder, sobald er auf dies Kapitel kam, stets verdüstert wurde, und um ihn davon fern zu halten, warf er leicht ein: „Man muß sich nicht mit solchen Hirngespinnsten quälen.“

„Je nach den Umständen mag das gut sein", antwortete Peter. „Ich würde es nicht über mich bringen können, glauben Sie mir das. Sie wissen, welch ein beklagenswerther Vater ich bin. Ich habe mir selbst meinen und Rußlands schlimmsten Feind gezeugt. Alexei, mein Sohn, ist ein Taugenichts, ein versteckter Conspirant gegen mich. Kann ich von dem seiner traurigen Ehe mit der wolfenbüttler Prinzeß, welcher er durch seine Verworfenheit ein frühes Grab bereitete, entsprossenen Söhnchen erwarten, daß es das Sprichwort: Wie der Baum, so die Frucht, Lügen strafen wird?"

„Ich beklage, Sire, daß meine Gemahlin bei dieser Verbindung ihre Hand im Spiele hatte."

Der Zaar wies mit heftigem Kopfschütteln diese Anklage des Königs gegen die Entfernte zurück. „Nicht so, nicht so", sagte er. „Ich trage allein die Schuld, weil ich in dem Glauben stand, der Teufel könne durch einen Engel bekehrt werden."

„O lassen Sie uns davon abbrechen. Dergleichen verstimmt und Sie gestehen mir zu, daß ein König, der mit solchem Jubel vom Volke empfangen wird, nicht weniger dafür thun kann, als sich heiter zu zeigen. Kommen Sie mit nach meinem Dresden. Ich hoffe Sie dort umzustimmen."

„Es hat mir in Ihrer Residenz sehr wohlgefallen",

entgegnete der Zaar und fuhr dann fort: „Ihrem Dinglinger wird's Vergnügen machen, wenn ich ihm sage, daß ich in Petersburg ein Haus nach dem von dem seinen mitgenommenen Plane habe erbauen lassen. Ich erinnere mich gern an die Tage, wo ich Wohnung bei ihm genommen hatte. Jetzt ist der brave Mann gewiß sehr glücklich mit Zephanja verheirathet."

„Er ist verheirathet, aber nicht mit Zephanja."

„Wie? Nicht mit ihr? Und Sie warben damals für ihn um ihre Hand?"

„Nun, Sire, da sind wir glücklich auf ein Thema gekommen, welches uns von der leidigen Politik entfernt. Erlauben Sie mir, Ihnen in aller Kürze eine prächtige Liebesgeschichte zu erzählen. Sie wird auch Sie interessiren."

Obwohl König August bemerkte, daß über des Zaren Gesicht ein verstohlenes Lächeln glitt, so beachtete er es doch nicht weiter und unterrichtete ihn mit wenigen Worten von der Flucht Zephanja's mit dem Prinzen von Soubise.

„Soubise?" fragte die nordische Majestät. „Ich habe in meinem Gefolge einen französischen Edelmann nebst Gemahlin, welche mehrere Jahre in Moskau gelebt haben und nun nach Frankreich zurückkehren wollen, weil der Regent Frankreichs, der Herzog von Orleans, die

Verbannung aufgehoben hat, welche der verstorbene König Ludwig XIV. über den jungen Cavalier verhängte. Ich hörte ihn von dem Prinzen von Soubise sprechen, er kennt ihn. Ha, was fällt mir ein! Es ist möglich, daß er mit seiner Gemahlin im Remter sich befindet, um dem feierlichen Deputationsempfang beizuwohnen."

Mit einer Rapidität, welche der Zaar stets äußerte, wenn ihn etwas lebhaft interessirte, öffnete er die Thür zur rechten Hand, welche unmittelbar in den Renter führte, und nach einigen Augenblicken trat er mit einem jungen eleganten Cavalier und einer von diesem an der Hand geführten dichtverschleierten Dame ein.

„Sire, mein Name ist Charles, Prinz von Soubise", hob der Prinz nach tiefer Verbeugung an. „Diese Dame ist meine mir rechtmäßig angetraute Gemahlin."

Die Ueberraschung des Königs, bei dem bloßen Namen Soubise schon groß, erstieg den höchsten Grad, als die Dame das dichte Schleiergewebe mit einer raschen Handbewegung von ihrem Gesicht entfernt hatte.

„Zephanja!" rief der König.

„Der Herr Bruder sehen, wie es möglich ist, sich in das Herz eines Prinzen hineinzuciseliren", bemerkte der Zaar in guter Laune.

„Zephanja!" wiederholte der König, als könne er

sich von der ihm gewordenen Ueberraschung noch nicht erholen.

„Majestät, ich rufe Ihre Gnade an", hob die Dame an. „Der Anschein ist gegen mich, ich weiß es; aber ich flüchte unter den Schutz jener Allgewalt, welche Alles und alle regiert und der wir alle unterthan sind. Ich habe keine andere Vertheidigung, als Eurer Majestät das Geständniß abzulegen: ich fühle mich außerordentlich glücklich in der Liebe zu meinem Gemahl und in der seinigen zu mir. Nie wäre ich so glücklich an der Seite des als Mensch wie als Künstler so hochachtungswerthen Dinglinger geworden. Ich liebte ihn nicht, ich achtete ihn nur, mein Herz gehörte —"

„Diesem falschen Charles Bernard", rief König August, ihr die Fortsetzung des Geständnisses ersparend, und sein ohnehin freundliches Antlitz zeigte sich ungemein heiter. „Ich weiß Alles, Alles", setzte er hinzu.

„Ja, Sire, es gehörte mein und nur die Intrigue hatte uns getrennt; aber ich hatte vor Gott dem Allwissenden geschworen, nie von der Dame meines Herzens abzulassen und als Edelmann war ich meinem Schwur und ihrer Liebe Treue schuldig", sprach der junge Herzog und sah dabei seine Gemahlin mit einem Blicke an, der deutlich zeigte, wie glücklich er in ihrem Besitz sich fühle.

„Prinz", entgegnete der König lächelnd, „Ihre Ritterschaft hat sich belohnt und eine Beruhigung kann ich Ihnen geben: mein braver Dinglinger wird keinen Einspruch gegen Sie, den Räuber seiner Verlobten, erheben, er respectirt wie ich die Allgewalt, von der Ihre Gemahlin die Ueberzeugung, daß wir alle ihr unterthan sind, so schön ausgesprochen hat. Mein Dinglinger ist verheirathet und kennt das Geheimniß, das Sie, Zephanja, nach Dresden führte und Sie, Prinz, einen so schlauen Coup ins Werk setzen ließ."

„Wie, Sire, unser Geheimniß ist —"

„Kein Geheimniß mehr für mich, für ihn", fiel ihm der König ins Wort. „Ich lade Sie ein, auf meiner Rückreise von hier nach Dresden mich mit Ihrer Gemahlin zu begleiten und von da aus Ihren Weg nach Frankreich anzutreten. Sie finden dort Alles geordnet. Ihre Ehe bedarf nur der Veröffentlichung, um als vollgültig anerkannt zu werden, in den Listen des hohen französischen Adels wird Ihre Gemahlin als Zephanja Gomeles, Reichsgräfin von Augustenburg, aufgeführt werden."

„Wie?" rief der Prinz aufs höchste überrascht und Zephanja war kaum fähig, die wenigen Worte: „Mein Himmel, was bedeutet das?" hervorzustammeln.

„Auch ein Geheimniß", antwortete König August

lächelnd, „aber eins, das ich vor Ihnen verborgen halten werde." Und auf sie zutretend, ihre linke Hand ergreifend und seine Rechte auf ihre Schulter legend, sprach er: „Es ist ein althergebrachtes Recht an meinem Hofe, daß der Landesfürst die ihm vorgestellt werdenden Damen der Hocharistokratie mit einem Kusse begrüßt; ich habe Sie, Frau Zephanja Gomeles, Reichsgräfin von Augustenburg, mir selber vorgestellt und thue nun auch nach meinem Fürstenrechte." Nach diesen Worten drückte er einen Kuß auf ihre Stirn.

Das Oeffnen der in den Remter führenden Flügelthüren beendete diese Scene.

Der oberste Stadtdiener mit seinem reich mit Goldquasten und einem funkelnden goldenen Knopfe verzierten Stabe trat mit tiefen Verbeugungen auf die Schwelle und verkündete mit lauter Stimme, daß die Deputationen der Geistlichkeit, der Kaufmannschaft, der Zünfte und Innungen gekommen seien, in tiefster Unterthänigkeit der königlichen Majestät ihre Huldigung darzubringen. König August, begleitet vom Zaaren und dem jungen Herzog und dessen Gemahlin, betrat den Remter, begrüßt von dem einstimmigen Rufe: „Lange lebe unser allergnädigster Schutzherr, Seine Majestät König August von Polen!"

Der Remter, ein weiter, auf einem einzigen Grund-

pfeiler ruhender Raum, gewährte einen ungemein anziehenden Anblick, nicht allein durch seine reiche Decorirung, sondern auch durch das bunte Bild, das die Deputationen, welche mit ihren Emblemen und in ihren zunftmäßigen Ehrenkleidern erschienen waren, gewährten. Nie hatte das Gefolge des Königs, das sich im weiten Halbkreis um den ihm bereiteten reichgeschmückten Thronsessel gereiht, seinen Herrn so heiter gesehen als jetzt bei Annahme der Deputationen, welche in der Regel ein höchst langweiliges Vergnügen ist, besonders wenn, wie dies hier doch der Fall war, jeder Sprecher dasselbe Thema behandelt.

Die königliche Milde und Freundlichkeit begeisterte die am Langmarkt der Rückkehr der Deputationen harrende Volksmasse, als sie davon Kunde empfangen, zum Ausbruch eines wahrhaft tollen Jubels und die Stimmung der Danziger blieb durchgängig eine freudig gehobene während der Anwesenheit des Königs. Man überbot sich in dem Bestreben, ihm und somit auch dem Zaaren, seinem Bundesgenossen, sowie den übrigen Fürstlichkeiten Lustbarkeiten und Feste der verschiedensten Art zu bieten, und so wechselten großartige Bankette, Ballfreuden, Meeresfahrten mit Wettrudern und Feuerwerke mit einander, um den hohen Gästen der Stadt die Zeit aufs angenehmste zu verkürzen. Fremde von nah und fern

waren herbeigeeilt, um diese lustigen Tage Danzigs mit zu genießen, und schon der nächste Tag, ein Sonntag, zeigte den hochgesteigerten Verkehr in den Straßen der altberühmten Stadt, der immer größere Dimensionen annahm, als der Abend herannahte.

Man harrte auf der Langgasse und dem Langmarkt zu Tausenden der glänzenden Auffahrt der hohen Gäste vor dem Artus- oder Junkerhof, denn die reiche Kaufmannschaft hatte ihnen zu Ehren ein Bankett daselbst veranstaltet, von dem man im voraus Wunderdinge erzählte. Nach Schluß des Banketts sollte ein großartiges Feuerwerk an der Mottlau abgebrannt werden. Das Alles waren Lockungen von ganz besonderer Anziehungskraft für Fremde und Einheimische und die Gassen zeigten sich wie von einer Völkerwanderung belebt.

In den Nachmittagstunden war ein junger Kaufmann mittels Schiffes von Stettin angekommen und hatte ein ihm empfohlenes Gasthaus zum Quartier gewählt. An Geschäftsgänge war heute nicht zu denken, theils der vorgerückten Tageszeit wegen und weil es Sonntag war, theils auch des Banketts wegen, das die Handelsherren, an die er Empfehlungsbriefe bei sich führte, im Junkerhofe vereinigte. Der Wirth des Gasthauses machte ihm den Vorschlag, da an diesem Abende doch nichts Geschäftliches mehr abzumachen sei, die ita-

lienischen Komödianten zu besuchen, um wenigstens die Zeit angenehm zu verbringen. Wenn es ihm genehm sei, wolle er ihm seinen Schwager zur Begleitung mitgeben.

„Der Herr wird in unserer guten Stadt auch viele Landsleute von sich finden, die mit Seiner Majestät unserm Schutzherrn, König August von Polen, seit gestern hier anwesend sind", bemerkte der Gasthausbesitzer.

„Ich weiß das", antwortete der Fremde. „Darum kürzte ich meinen Aufenthalt in Stettin um einige Tage ab, um hierher zu kommen. Ich hoffe im Gefolge Seiner Majestät die Rückreise nach Dresden mitmachen zu können."

„Hat der Herr Aussicht dazu?"

„Gewiß. Seine Majestät kennt mich persönlich und hat mir seine Gnade schon in anderer Beziehung so reichlich erwiesen, daß es Thorheit wäre, an seiner Genehmigung in Betracht meiner Bitte nur im geringsten zu zweifeln."

Die sichere Ueberzeugung, mit welcher der Fremde von der ihm zu erweisenden königlichen Gnade sprach, verlieh ihm in den Augen des Wirthes eine höhere Werthschätzung. Er hätte nicht geglaubt, daß der schlichte und bescheidene Fremde sich solcher hohen Protection erfreue. Bei dem Besuch der italienischen Komödianten

blieb es, und da bis zu dieser Zeit noch einige Stunden hin waren, so verweilte der Fremde in seinem Zimmer, um seine Effecten auszupacken und seine Briefschaften zu ordnen.

In dieser letztern Beschäftigung begriffen, kam ihm ein Schreiben unter die Hand, das bei seiner Abreise von Dresden ihm ohne sein Wissen mit unter seine Effecten geschoben worden und das er erst gefunden, als er in Stettin seinen Mantelsack auspackte. Wie er es da mit großer Freude durchlesen, so auch jetzt. Es lautete gegen den Schluß zu:

„Wie schön es auch in der Fremde sein mag, die Heimat ist sie doch nicht, da ist Alles tausendmal hübscher und Du verstehst auch Alles hier viel besser. Draußen unter den fremden Leuten wird gewiß Vieles sein, was Dich nicht so anheimelt wie zu Hause. Ich habe unbändige Angst in mir, daß Du verwegen sein und auf die See gehen könntest, denn das Stettin soll ja halb ins Meer hineingebaut sein. Ich bitte Dich um Gotteswillen, thu mir das Leid nicht an, geh nicht aufs Wasser. Ich könnte keine Nacht ruhig schlafen, wenn ich mir denken müßte: Jetzt sitzt er auf den paar Bretern und schwimmt im Dunkel und es kommt mit einem Male ein Sturm dahergesaust, wirft's Schiff um und er versinkt in die bodenlose Tiefe. Ach lieber Gott, mir wird

beim Schreiben schon eiskalt. Wo sollte ich denn da meinen herzensguten Jürg herausfinden? 's ist ja schlechterdings unmöglich. Solchen Jürg, wie Du einer bist, gibt's vielleicht keinen mehr in der lieben Gotteswelt, und Du weißt's recht gut, daß die Else, deren Herz wie mit Ketten an Dich geschmiedet ist, dann recht sehr, sehr unglücklich wäre. Was möcht's mir denn helfen, daß ich eine Frau Kaufmännin geworden bin, wenn ich meinen Kaufmann verloren hätte! Du brauchst eigentlich gar nicht in die Fremde, 's ist ganz unnöthig. Ich, Deine Herzenselse, liefere Dir täglich mit und ohne Sicht, wie Dir's gefällt, ein volles Hundert der zärtlichsten Küsse, verhoffend, daß Du sie mir nicht schuldig bleibst, sondern sie mir mindestens mit fünfzig Procent vergütest. Viele tausend und abertausend Lebewohle an Dich, mein herzensguter Jürg und — geh mir nicht aufs Wasser."

Wenn der Jürg wirklich recht mißmuthig gestimmt gewesen wäre, was eben jetzt nicht der Fall war, das Herz hätte ihm weit, weit aufgehen müssen vor Freude, denn so wie sie es in den Zeilen ausgesprochen, so dachte und fühlte Else, das wußte er.

Jürg's Zukunft war entschieden. König August, unterrichtet von dem an dem Archivar begangenen Verbrechen, hatte großmüthig aus seiner Privatschatulle eine

bedeutende Summe zu seiner Selbstständigmachung ausgeworfen, aber dem Herkommen gemäß mußte er noch drei Jahre als Commis außerhalb servirt haben. Auf Herrn Klepperbein's Empfehlung fand er in einer Leipziger Grossohandlung eine sehr günstige Stellung. Else fühlte sich freilich sehr unglücklich darüber, Leipzig war so weit von Dresden entfernt, man fuhr ja zwei ganze Tage lang bis dahin. Jetzt erst fiel es ihr centnerschwer aufs Herz, daß ihre Schulkenntnisse so armselig waren, daß sie nicht einmal Geschriebenes zu lesen, geschweige denn selbst zu schreiben im Stande war; aber ein so resolutes Naturell wie das ihre fand in dieser betrübenden Erkenntniß durchaus keine Veranlassung zum Verzweifeln.

Ein Vierteljahr später empfing Jürg einen von ihr selbst geschriebenen Brief, in welchem die wichtige Bemerkung stand: „Schreibe mir nur getrost, ich hab's weg, Geschriebenes zu lesen.“ Else's entschlossener Wille hatte etwas zu Stande gebracht, was ihr ein außerordentliches Vergnügen bereitete. Jetzt war sie so gelehrt wie Mamsell Gomel, die sie oft im Stillen um das Glück beneidet hatte, geschriebene Briefe lesen und selbst schreiben zu können.

In ihr Leben war übrigens auch ein großer Schmerz gefallen, die Großmutter war heimgegangen.

Jetzt wohnte sie beim Sorauer Hofschneider, der sammt seinem noblen Ruprecht sich sehr zufrieden mit dem Resultat seines Etablissements erklärte. Jürg hatte ihr, der nun Alleinstehenden, das Unterkommen ausgemacht und Malchen, des Hofschneiders Tochter, war ihr eine recht liebe Freundin geworden. Wenn's Else einmal bang ums Herz wurde, dann ging sie zu Herrn Dinglinger, der so große Stücke auf ihren Jürg hielt und lachend zu ihr sagte:

„Mache Sie, daß Sie auf die Plattform hinaufkommt, da kann Sie recht nach Herzenslust an Ihren Jürg denken, denn von da oben herunter hat Sie ja wohl manch liebes Mal mit dem Herrn Commis Zeichensprache studirt."

Ach ja, die Plattform war für Else ein wahrhaft gefeiter Platz. Da kamen ihr Erinnerungen, denen sie gern und willig Einkehr bei sich verstattete. Die an Jürg hatten natürlich den Vorrang, und wenn sie an dem Steingeländer stand, das die Plattform an der Seite des Klepperbein'schen Nachbarhauses abgrenzte, und hinunter auf den Gang schaute, von dem aus Jürg so manches Mal zu ihr herauf die stummen Betheuerungen seines guten Herzens gesendet hatte, da falteten sich unwillkürlich ihre Hände wie zum Gebet und sie sprach vor sich hin: „Lieber Hergott, erhalte mir meinen Jürg,

der so weit von mir ist! Was sollte ich denn ohne den Jürg auf Deiner schönen Welt anfangen?"

Und wie an einem Rosenkranze die Ave-Maria-Perlen mit den Paternosters wechseln, so lösten sich in ihrem Denken die Erinnerungen an ihre Erlebnisse auf der Plattform eine nach der andern ab. Sie gedachte des Douchebades, mit welchem der Zaar den Jürg auf so unverantwortliche Weise eingeweicht hatte, und an diesen unangenehmen Rückblick, der ihren Zorn erregte, schloß sich die ihr großes Vergnügen gewährende Erinnerung an Mamsell Gomel, welche mit ihrer Hülfe, und zwar am hellen lichten Tage, als Magd verkleidet, einen Tragkorb auf dem Rücken, das Gesicht, als ob sie an heftigem Zahnschmerz litte, dick verbunden, ein über den Nacken herabhängendes und vorn tief in die Stirn hereingezogenes buntes Tuch über dem Kopf, in einem rothgestreiften Friesrocke und einer Leinenjacke die Stadt verlassen hatte und von dem mit eigenem Gespann in einiger Entfernung sie erwartenden Prinzen aufgenommen worden war.

Wo weilte Zephanja? Wie der Stadt blieb sie auch ihr spurlos verschwunden. Ueber eins empfand Else jedoch keinen Scrupel und das war, wenn sie daran dachte, daß sie Zephanja beigestanden, dem Verhältnisse zum Hofjuwelier zu entgehen.

„Was hätt's ihm geholfen, eine Frau zu haben,

deren Herz nicht sein war?" philosophirte sie. „Ich hätt's um kein Haar anders gemacht als Mamsell Gomel. Den Jürg, wenn er mich zu suchen gekommen wäre, würde ich nun und nimmer haben fahren lassen, und hätt' ich auch an zehn das Jawort gegeben." Wenn sie an die Ciselirerin dachte, kam ihr nicht selten das Lachen an. Wußte sie nicht mehr als die ganze Stadt über deren Verschwinden?

Wie Alles verbleicht, was wir in unserer Erinnerung tragen, so auch bei Else das öftere Denken an Mamsell Gomel, denn Ereignisse sehr wichtiger Art verdrängten bei ihr die Reminiscenzen aus früherer Zeit. Jürg Weber kam aus Leipzig zurück und trat in die Dresdener Kaufmannsgilde. Die Jahre, welche er in dem Leipziger Großhandlungshaus zugebracht hatte, waren für ihn ungemein lehrreiche gewesen. Er hatte die Quellen der Waarenbezüge und namentlich das Speditionsgeschäft kennen gelernt und widmete sich vor allem dieser letztern Handelsbranche, da er durch Mittel in den Stand gesetzt wurde, sein Ziel nachdrücklich zu verfolgen. Else war nunmehr Frau Kaufmännin und würde sich außerordentlich glücklich gefühlt haben, wenn ihr Jürg nicht nöthig gehabt hätte, zur Anknüpfung von Handelsverbindungen Reisen zu machen. Auf einer solchen war er begriffen, als er in Danzig ankam.

Der herannahende Abend führte ihm den Schwager des Gasthausbesitzers zu, mit dem er sich in die Bude des Principals Pinetti am Holzmarkt begab, dessen Gesellschaft ungemeine Anziehungskraft auf die Danziger übte. Die pantomimischen Ballets dieser Italiener, unterstützt durch ihre Tanzkunst und eine überaus glänzende Garderobe nebst feinem Theater, überflügelten weit alle andern Sehenswürdigkeiten, welche hierher gekommen waren, um während der fast halbmonatlichen Anwesenheitsdauer der hohen Herrschaften Geschäfte zu machen. Jürg konnte sich nicht über Maulfaulheit seines Führers beklagen, denn dieser schien es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, ihn nach Möglichkeit zu unterhalten, und erreichte auch wirklich dieses Ziel, indem er ihm von den Denkwürdigkeiten Danzigs erzählte, was Jürg's Interesse lebhaft anregte.

„Wir werden nicht mehr hineinkommen", bemerkte letzterer, als sie in die Nähe der Kasse gelangt waren, an der es ein fürchterliches Gedränge Schaulustiger gab.

„Spaß", antwortete sein Führer. „Sehe der Herr mich an und dann frage Er sich, ob ich zu schwächlich fürs Durchrudern bin. Halte Er sich nur an mich. Wir werden alsbald an der Kasse anlangen."

Das war in Wahrheit keine Prahlerei. Eine so vierkantige Gestalt wie die des ehrlichen Danzigers durfte

sich wohl etwas Ungewöhnliches im Bahnbrechen zumuthen, und als Jürg mit diesem gewichtigen Führer endlich auf einer Bank des amphitheatralisch gebauten Zuschauerraums Platz genommen, sagte er lachend: „Der Herr hat wahrhaftig ein Meisterstück gemacht. Ich hätt's nicht geglaubt, daß wir hereinkommen würden."

An Unterhaltung bis zum Anfang der Darstellung, die mit einem pantomimischen Schwank: „Hercules in der Klemme" beginnen sollte, fehlte es nicht. Unter den Schaulustigen gab es viel Spaß, Jeder wollte sich so viel als möglich Bequemlichkeit für sein Eintrittsgeld verschaffen und dies allgemeine Bestreben veranlaßte die lächerlichsten Conflicte, bei denen sich die Danziger unverblümte Ausdrucksweise preiswürdig hervorthat. Die Stadtdiener hatten alle Hände voll zu thun, um schlichtend, beruhigend und warnend die aneinander Gerathenen zur Verträglichkeit zu bewegen. Die in bester Stimmung sich befindenden Zuschauer gewährten ein wahrhaft buntes Bild und es machte Jürg viel Vergnügen, der allmäligen Entwirrung der öfters als undurchdringliche Knäuel Ankommenden und nach Sitzen Schreienden zuzusehen.

„Hier auf der Bank vor uns sind noch mehrere Sitzplätze frei", bemerkte Jürg zu seinem Nachbar.

„Haben ja Nummern, sehe der Herr nur", war dessen Antwort, und gleich darauf diesen, der nach der andern

Seite sich umsah, leicht anstoßend, flüsterte er ihm zu: „Da kommen schon unsere Vorderleute. Hätte der Herr eher den Wolf genannt, wäre er hierher gerannt."

Drei Cavaliere verursachten durch ihr Spätkommen einen Aufstand unter denen, die bereits auf der Bank saßen, daß es fast den Anschein hatte, als sollte es zwischen diesen und jenen zu unliebsamen Reibungen kommen; nur die Beredtsamkeit eines schnell herbeieilenden Stadtdieners verhinderte üble Folgen dieser Störung. Jürg war aufgestanden, um den Vorgang mit anzusehen. Plötzlich fühlte sein Nachbar sich krampfhaft von ihm am Arme gefaßt.

„Was ist dem Herrn?" fragte dieser verwundert.

„Der — der dort! Herr meines Lebens, es ist Oertzen, Junker Oertzen", stammelte Jürg, vor Schreck über dessen Anblick ganz bleich.

„Ein Bekannter von dem Herrn?" fragte jener.

„Ein Mörder — ein Mörder, der in Dresden entsprungen ist. So wahr ich selig werden will, er ist es!"

„Der da?" fragte jener, sich nun gleichfalls erhebend.

Unterdeß waren die in etwas angeheitertem Zustande sich befindenden drei Ankömmlinge zu ihren numerirten Plätzen gelangt und wollten sich eben niederlassen, als der von Jürg des schweren Verbrechens eines Mordes Be-

züchtigte aufblickend dicht vor sich, nur durch die Bank getrennt, den Feind erkannte, welcher gewiß nicht unterlassen würde, Alles aufzubieten, was zu seiner Ergreifung führen konnte. Er sah sich hier in eine Falle gerathen, der zu entgehen zu den besondern Glücksfällen zu zählen war, und der momentane Schreck machte ihn ganz starr.

„Oertzen — Mörder! Mörder! Haltet ihn fest, er ist ein entsprungener Mörder!" schrie Jürg plötzlich auf. Trotz des lebhaften, lärmenden Summens der Zuschauermenge war dieser Schrei ziemlich deutlich von vielen der Umsitzenden vernommen worden. Man fuhr von den Bänken auf.

„Ein Mörder unter uns!" kreischten mit Entsetzen Frauen und Mädchen.

„Greift ihn! Haltet ihn fest! Stadtdiener herbei! Ein Mörder! Ein Mörder!" schrieen männliche Stimmen.

Während ein Theil der Zuschauerinnen in blinder Angst auf die Bänke sprang, um aus der Nähe eines so schrecklichen Verbrechers zu flüchten, hatten mehrere der nächst Sitzenden Anstalt gemacht, den Junker festzuhalten, der vom Nachbar Jürg's hart am Kragen gefaßt worden war. Mit blutrünstigem Gesicht, von einem Faustschlag Oertzen's hart getroffen, sank Jürg auf die Bank nieder. Da auch die Gefährten Oertzen's sich thätlich einmischten, so entstand ein so heftiges Durcheinander,

daß es dem, dessen Festnahme es galt, gelang, sich der Faust des ihn am Rockkragen Haltenden mit einem gewaltigen Ruck, der demselben den Kragen in der Hand ließ, zu entreißen. Das Gewühl der gegen einander Losschlagenden bot ihm die Möglichkeit, unter den Bänken durchzukriechen.

„Kein Mannsbild hinauslassen, Stadtdiener!" brüllte der den abgerissenen Rockkragen in der Hand Haltende. „Der Mörder kann uns nicht entgehen."

Das Glück begünstigte indeß den entschlüpfenden Oertzen. In der allgemeinen Aufregung war er unbemerkt bis an die gemalte Leinwandverkleidung gekommen, welche zu beiden Seiten die Bühne vom Zuschauerraum trennte, und es wurde ihm leicht, diese von den wenigen Nägeln loszureißen, mittels deren sie am Boden festgehalten und straff gespannt wurde. In dem Trubel, da Jeder mit sich selbst beschäftigt war, gewahrte Niemand sein Durchkriechen, und als er sich hinter der Leinwand erhob, sah er die Bühne sich zur Seite, auf der die bereits im Costüm sich befindenden Künstler und Arbeitsleute am Vorhang gedrängt standen, um zu hören und zu sehen, was es draußen im Zuschauerraume gäbe.

Diesen günstigen Moment, wo Niemand für ihn Augen hatte, benutzend, schwang er sich aufs Podium, und gedeckt durch die Coulissen, schlich er auf den Fußspitzen nach

dem Hintergrund, wo er einen Ausgang zu finden hoffte. Es gab da auch eine Thür, indeß sie war geschlossen. Seitwärts bemerkte er eine zweite Thür. Die Nothwendigkeit, wenigstens einen sichern Versteck zu finden, veranlaßte ihn zu dem Versuche, ob sich diese zweite Thür öffnen lasse. Dies war der Fall, er trat in einen kleinen erleuchteten Raum. Nach schnellem Ueberblick erkannte er, daß er keine Hoffnung habe, hier sich für geborgen halten zu können. Es war ein Garderobe- oder Ankleideraum, er sah mehrere mit Flittern besetzte Kleidungsstücke an Nägeln hängen.

Eben wollte er sich auf den Rückweg begeben, als eine Frauenstimme ihn fragte: „Was sucht der Herr hier?" Gleichzeitig schob sich ein Schirm beiseite und er sah eine in das Costüm einer Zauberin gekleidete junge Frau, die eben einem kleinen Mädchen das Flügelgewand eines Genius übergeworfen hatte, an einem Tische sitzen, auf welchem ein brennendes Licht stand und mehrere kleine glänzende Garderobestücke lagen.

„Ich wollte — ich —" stammelte der Flüchtige wie versteint bei ihrem Anblicke und ganz unwillkürlich ging der Name Fiekchen über seine Lippen. Der von ihm ausgesprochene Name war in das Ohr der jungen Frau gedrungen, sie sah ihn scharf an, und sich rasch erhebend, rief sie: „Oertzen! Oertzen! Verderber meines Lebens!"

Einige Sekunden vergingen im gegenseitigen Anstarren. Der Junker gewann zuerst die nöthige Fassung. Von draußen drang der brausende Tumult wie das dumpfe Donnern einer Meeresbrandung an sein Ohr. Sein stets zu egoistischen Calcüls fertiger Geist erkannte dies unerwartete Wiedersehen seiner ehemaligen Geliebten als eine ihm vom Schicksal gewährte Begünstigung zu seiner Rettung, aber er durfte nicht zögern, sich nicht von der herannahenden Gefahr überraschen lassen. Zu diesem Zwecke sprach er, sich ihr ein wenig nähernd: „Sophie! Ich habe hier Streit mit einem Cavalier bekommen, man will mich verhaften, ich habe mich hierher gerettet, um der Haftnahme zu entgehen. Es wird jedenfalls eine Thür von hier ins Freie führen, Du mußt mich retten."

Wie ein Steinbild, dessen Züge unbeweglich bleiben, stand Fiekchen Weber vor ihm, sie schien keines Lautes mächtig zu sein. Der Junker rüttelte sie am Arm. „Oeffne mir die Thür! Oeffne sie mir!" drängte er.

„Pinetti trägt den Schlüssel bei sich, um sicher vor Dieben zu sein", antwortete sie.

„Teufel!" stieß der Junker heraus. Seine Blicke durchforschten hastig den kleinen Raum, in dem er sich befand. „Sollte sich nicht vielleicht ein sicherer Winkel in der Nähe hier finden lassen?"

„Keiner!" klang Fiekchen's Antwort und zwar so ton=

los, daß der Junker schnell zu der Einsicht kam, wie er auf gütliche Weise keine Hülfe von ihr zu erwarten habe. Er glaubte sie durch Drohungen schrecken zu müssen, um sie seinem Wunsche gefügig zu machen.

„Bist Du von Sinnen, Weib? Du willst mich preisgeben?“ rief er mit halber, gedämpfter Stimme, wie sie große Erregung zu begleiten pflegt. „Vergißt Du, daß Du Dich mit mir verdirbst? Ein Wort von mir und Du bist verloren.“

Mit einer Ruhe, die auffallend gegen seine angstvolle Hast contrastirte, antwortete sie: „Ich weiß es.“

Er faßte gewaltsam ihre Linke. In seinen Fingern, mit denen er ihr Handgelenk umspannte, gab sich ein Zittern kund, als laufe ein Fieber durch seinen Körper. „Fieckchen, Fieckchen“, preßte er zornig heraus, „hast Du vergessen, wie heiß Du mich liebtest? Es ist unmöglich, unmöglich, das kannst Du nicht vergessen haben. Ich bekenn's ja, daß ich gegen Dich gefehlt habe. Vergib mir, ich bereue von ganzem Herzen meine Verblendung. Du darfst nicht unversöhnlich sein, nur jetzt nicht, jetzt nicht. Wir haben ein und dasselbe Geheimniß zu verbergen, wir müssen zusammenhalten. Wenn es entdeckt würde, was auf Dir, auf mir lastet, 's wäre um uns beide geschehen.“ Nach einer kurzen Pause rief er dringend: „Hörst Du nicht, was ich sage? Gib

Antwort!" Ihr fortdauerndes Schweigen brachte ihn so außer sich, daß er sie anherrschte: „Antwort will ich oder, Gott soll mich verdammen, ich erwürge Dich!"

„Du bist zu jedem Verbrechen fähig, wie könnte ich daran zweifeln!" sprach Sophie in demselben ruhigen, gleichgültigen Ton, dessen sie bisher sich gegen ihn bedient hatte. Mit einem raschen Griff riß sie das Schubfach des Tisches auf, vor dem er sie sitzend gefunden, und in der nächsten Sekunde schon blitzte ein Dolch in ihrer Hand.

„Ich bin nicht in Deine Hand gegeben, Verworfener, Du irrst", redete sie weiter, und die gehobene Stimme deutete an, daß die von ihr bisher behauptete Ruhe hoher Aufregung gewichen sei.

Erschrocken prallte Oertzen, ihr Handgelenk loslassend, zurück. Sein Auge stierte nach dem Dolche, er fürchtete offenbar eine Gewaltthat von ihr.

„Höre mich an, Elender", begann Sophie. „Als ich am Morgen nach meiner Flucht mit meinem Knäblein am Rande des Waldes, wo die Landstraße sich vorüberzieht, tief erschöpft niedersank, ging die Sonne auf und sie ward mir zur Zeugin, wie ich zu Gott um Rache an Dir flehte, der mich verdorben und namenlos elend gemacht, der meinen Vater in Schande und Tod gestürzt hat. Und Gott erhörte mich; ich verstand da-

mals seine Fügung nicht, heute erst erkenne ich sie. Der Seiltänzer Pinetti kam mit seiner kleinen Gesellschaft und einem Wagen auf der Landstraße am Waldrande, wo ich lag, vorüber. Der Mann erbarmte sich mein, er nahm mich mit. Ich wurde sein Weib in wilder Ehe, denn um zu leben, blieb mir kein anderes Mittel als die Unehre; aber ich wollte, ich mußte leben, ich hoffte auf Rache an Dir. Mein Knäblein starb, ich aber blieb leben. O, des Knäbleins Tod machte mich lustig sogar. Es war Dein Kind, und als ich es vor mir sterben sah, da kam's wie eine Bürgschaft mir zu Sinn, daß ich auch Dich vor meinem Angesicht noch zu Grunde gehen sehen würde. An dem Gedanken zehrte ich, wie ein Verhungernder an der aufgesparten letzten Brodrinde krumenweise zehrt, und heute soll er sich erfüllen. Du entkommst dem Gerichte nicht. Gott hat Dich meiner Hand übergeben. Es soll und muß aus sein mit Dir, mit mir."

Was von der also Sprechenden zu erwarten sei, konnte dem Junker kein Geheimniß bleiben. In ihrem stieren und doch so unheimlich funkelnden Auge kündete sich die durch eine Reihe Jahre vorbereitete fixe Idee, die Rächerin des an ihr begangenen Verbrechens werden zu müssen. In ihren Lebensverhältnissen, dem öftern Wechsel und mithin vielfacher Zerstreuung unterworfen,

lag es, daß er niemals dominirend aufgetreten war und daher auch bei ihren Umgebungen keine Beachtung gefunden hatte, aber er glich eben deshalb einer versteckten Mine, die nur des zündenden Funkens bedarf, um aufzufliegen. Oertzen's Wiedersehen war dieser Funke, und wenn es diesem nicht gelang, sich aus ihrer Nähe zu retten, konnte er nicht zweifeln, daß sich ihr Ausspruch: Es soll und muß aus sein mit Dir, mit mir, pünktlich erfüllen werde.

Wer des Selbstverrathes fähig ist, hat aller Rücksichtnahme, jeder milden Regung Andern gegenüber entsagt, und Sophie hatte jahrelang sich mit dem Gedanken an Rache getragen, daß es jetzt kein Schreckniß mehr für sie sein konnte, sich zu erinnern, daß sie sich selbst dadurch den Untergang bereite.

Oertzen erkannte, daß jetzt nicht lange zu sinnen war. Nur der Gedanke an seine Rettung, alles Andere ausschließend, stand vor seinem Geiste. Auf welche Weise sie zu erlangen sei, berührte ihn nicht, er hatte nie an Gewissensbissen gekränkelt und jetzt wäre der ungünstigste Moment gewesen, einen solchen ungewohnten Gast aufkommen zu lassen. Fest in ihre Augen blickend, mit denen ja die geringste ihrer körperlichen Bewegungen zusammenhing, sagte er mit verstellter Freundlichkeit: „Sophie, laß uns ruhig mit einander sprechen. Ich —"

„Schweig', Bösewicht! Jedes Wort von Dir ist Lüge. Du verläßt die Garderobe nicht, bis —"

Sie gelangte nicht zu Ende. Mit der Behendigkeit eines Raubthiers sprang er auf sie zu und bemächtigte sich ihres bewaffneten Arms mit einem glücklichen Griffe, während seine andere Hand wie eine Eisenklammer rasch um ihren Hals sich legte, daß sich kein Schrei ihrem Munde entringen konnte. In wenig Augenblicken mußte sie erwürgt zu seinen Füßen zusammensinken.

In diesem verhängnißvollen Moment geschah etwas, das ihn erschreckte und an der sofortigen Ausführung seines Vorhabens hinderte. Er hatte das kleine Mädchen vergessen, das sich erschrocken hinter den Schirm geflüchtet und jetzt, da es seine Mutter von dem Fremden angegriffen sah, ein mörderliches Geschrei erhob. Einen Fluch ausstoßend, hielt Oertzen, nach der Schreienden blickend, in seinem entsetzlichen Beginnen ein, und dieser Moment war zugleich der Wendepunkt in seinem Verbrecherleben. Auf der Schwelle der Thür erschien auf das Schreien des kleinen Mädchens eine kolossale Männergestalt im Costüm eines Wilden, mit einem zottigen, von Messingspangen festgehaltenen Bärenfell angethan, in der Hand eine mächtige Keule haltend. Ohne Zaudern schwang er diese schwere Waffe, die, die Schulter des Junkers fast zerschmetternd, diesen sofort in die Kniee

sinken machte. Die Wucht des Schlages war von solcher Gewalt, daß auch Sophie mit dem zu Boden Stürzenden niederfiel.

Auf der Bühne erhob sich gleichzeitig der Ruf mehrerer Stimmen: „Er muß hier sein! Nirgends anders! Er hat nirgends hinaus gekonnt." — „Im Namen des hochedeln Rathes unserer freien Stadt Danzig muß Alles genau durchsucht werden!" rief eine durchdringende Stentorstimme und wenige Sekunden später drangen Stadtdiener in den Garderoberaum, Jürg Weber mit blutrünstigem Gesicht und sein Begleiter mit ihnen.

„Da ist er! Das ist der Mörder!" rief Jürg, den Junker am Boden erblickend.

Als man Fiekchen aufhob, fand sich's, daß beim Niedersturz des von dem Keulenschlage zusammenbrechenden Junkers, in den sie mit gerissen worden, der Dolch in ihrer Hand, die jener krampfhaft festgehalten hatte, durch eine üble Wendung ihr tief in die eigene Brust gedrungen war.

Wenn auch tödtlich, so war die Wunde doch nicht der Art, daß sie sofort den Tod hätte nach sich ziehen sollen. Der Ausspruch der Aerzte gab Sophien noch eine Lebensfrist von einigen Tagen. Pinetti, der Darsteller des Hercules, gab an, daß er in dem Wahne gewesen, der Junker sei ein Dieb, welcher, da der überfüllte Zuschauer-

raum die Hinwegnahme der vollen Kasse nöthig gemacht, diese, welche in seine Garderobe gebracht worden, habe stehlen wollen und von seiner Frau dabei ertappt worden sei. Das Geschrei des kleinen Mädchens und das, was er, Pinetti, bei seinem Eintreten selbst gesehen, habe ganz darauf hingedeutet, daß der freche Dieb die Frau auf gewaltsame Weise zum Schweigen zu bringen bestrebt gewesen sei.

Auf König August's Wunsch wurde nichts unversucht gelassen, um das verrinnende Leben Fiekchen's so lange als möglich zu erhalten; es galt durch ihre Aussagen Licht in das verbrecherische Gewebe zu bringen, bezüglich dessen Seine Majestät die ihm durch die Pistolengräfin eingeflößte Vermuthung, die Sorauer Gräfin sei dessen eigentliche Urheberin, nicht unwahrscheinlich zu finden schien. Vom Junker Oertzen, den man ins Gefängniß gebracht hatte, war kein Geständniß zu erlangen, er schwieg hartnäckig auf alle an ihn gerichtete Fragen. Fiekchen's Aussagen gaben keine weitere Aufklärung über den oder die Urheberin, in deren Auftrage Oertzen das schändliche Bubenstück ausgeführt hatte. Da es nicht seine eigene Sache war, so konnte er nur durch große Versprechungen dafür gewonnen worden sein, und es war einleuchtend, daß die, zu deren Werkzeug er sich gemacht, auch Profit von dem erwarteten, was er ins Werk setzte. Nur die

Sorauer Grafenlinie konnte einen Nutzen von dem Diebstahl der Urkunden ziehen.

Wenn eine Sühnung für Fiekchen noch möglich war, so beruhte diese in ihrer aufrichtigen Reue. Als sie nach drei Tagen ihre letzte Stunde kommen fühlte und Jürg an ihr Schmerzenslager trat, sagte sie mit leiser Stimme und seine Hand mit den ihrigen umklammernd: „Ich bin nicht ganz verworfen. Der Vater schickt mir, seiner verlorenen Tochter, seine Vergebung durch Dich, den meine schwere Sünde zur vater- und mutterlosen Waise machte. Das ist ein Gnadenstrahl aus Himmelshöhen. Denke meiner mit Milde und Vergebung."

Und daß Jürg es that, bezeugte seine tiefe Erschütterung an ihrem Grabe. Pinetti und das kleine Mädchen, ihr Kind, waren außer ihm die einzigen Leidtragenden. Am vorletzten Morgen vor des Königs Abreise von Danzig lief die Meldung ein, daß Junker Oertzen in der vergangenen Nacht bei einem Fluchtversuche durch den Sturz vom Dache in den Gefängnißhof das Genick gebrochen habe. Sein Tod zog für immer den Schleier über eine verbrecherische Intrigue zwischen den Mitgliedern eines hohen Hauses.

In König August's Gefolge befanden sich der Herzog von Soubise und seine Gemahlin, von welcher der Zaar mit den Worten Abschied nahm:

„Es wird, hoffe ich, nicht das letzte Mal sein, daß wir uns sehen. Ich denke, Sie in Paris in Ihrem Hotel als Ihr Kunstverwandter begrüßen zu können, Madame. Ich, der Ciseleur von Gottes Gnaden, werde doch nicht ganz leer ausgehen, wenn es Andern gelingt, sich Herzen zu erciseliren! Was meinen Sie dazu?"

„Sire, Ihres großen Rußlands Herz umfaßt fast einen Welttheil und lebt fort, wenn auch Jahrhunderte vergangen sein werden. In dies weite, gewaltig schlagende Herz haben Sie Ihren Ruhm für ewige Zeit ciselirt, und wie die Zeitgenossen Ihre Schöpfung bewundern, so werden es auch die Nachkommen thun", antwortete die Herzogin mit einer tiefen Verbeugung.

Ueber des Zaaren Gesicht flog der Ausdruck großen Vergnügens. „Ist es mir doch, als säße ich wie vor vier Jahren auf dem Geländer der Dinglinger'schen Plattform zu Dresden und eine gewisse Mademoiselle Zephanja redete zu mir von dem, was meine Seele allein erfüllt, von meinem heiligen Rußland, das jetzt noch unter den Nationen der Erde ein Kind ist, einst aber ein Riese sein wird, unter dessen Auftreten die morsch gewordenen Throne seiner Feinde brechen werden", sagte er. „Dann bin ich nicht umsonst meine Bahn gewandelt." Ihre Hand küssend, setzte er hinzu: „Madame, auf frohes Wiedersehen in Ihrem schönen Frankreich!"

Könige reisen schnell; ehe noch die Mitternacht des letzten Aprils den Erstlingstag des Mais gebar, langte König August in seiner Elbresidenz wieder an. In den vier Jahren war so Manches vorgegangen, was in die Kategorie des Außergewöhnlichen gehörte. Die Glanztage der Reichsgräfin Cosel hatten ein Ende mit Schrecken gefunden. Wie ihre Feinde ganz richtig vermutheten, hatte sie in Berlin, nachdem sie ein anderthalbjähriges Schweigen beobachtet, sich durch ihren Zorn verleiten lassen, böse Reden über König August zu führen. Man war von Dresden aus klagbar geworden und Friedrich Wilhelm I. verwies sie nach Halle. So nahe der sächsischen Grenze war sie gleichsam auf einen verlorenen Posten gestellt, wo sie ihren Feinden nicht mehr entgehen konnte; denn obwohl sie ein stilles, sehr eingezogenes Leben daselbst führte, mit Niemand außer mit dem treuen van Tinnen in Berührung kam, der sie nicht in ihrer Noth verließ, wußte man es mittels schlauer Machinationen beim König von Preußen durchzusetzen, daß er sie an Sachsen auslieferte. Eine Compagnie des Musterregiments des alten Dessauers nahm sie eines Nachts in ihrer Wohnung gefangen und wenige Wochen später brachte man sie ebenfalls zur Nachtzeit in die Bergfeste Stolpen, wo ihr der Johannisthurm als Gefängniß angewiesen wurde.

Dies Verfahren trug dem König August jedoch keineswegs Ruhm und Bewunderung ein. Die schöne, geistreiche Gefangene gewann in ihrem Unglück mehr Freunde, als sie je in ihren guten Tagen hätte hoffen können.

Ueber diesem so hervorstechenden Ereignisse waren die Folgen des Vorgangs in der Schnecke fast gänzlich vergessen worden. Nur Wenige erinnerten sich gelegentlich noch an das, was vor vier Jahren in diesem Gasthause zum Austrag gekommen, und unter diesen war Seiner königlichen Majestät Stallschneider Meister Krümel derjenige, der gern davon sprach, weil, wie er sich sehr sinnig auszudrücken beliebte, er so mitten drin in der geheimnißvollen Geschichte gesessen, ohne daß es ihm an Leib und Leben, Ehr und Gut etwas geschadet habe. Sein Nachbar Gutbier, der, als das sein Hirn verwirrende Geheimniß von seinem Gewissen abgefallen war, wieder geistig genas, hatte auf Verwendung der Pistolengräfin eine Anstellung in einer kleinen Stadt erhalten, wodurch er in Dresden für immer verscholl. Jürg Weber war der Einzige, für den der Vorgang in der Schnecke zum wahren Glücke ausschlug.

Es ging wohl ein Geflüster in den hohen Kreisen, daß die Frau Herzogin von Soubise keine Fremde in Dresden sei, aber wie in der Hofluft so Vieles erstickt und unterdrückt wird, so war es auch in dieser Sache

der Fall. Man erzählte sich das nur unter vier Augen, wobei man aber überzeugt war, daß ein interessantes Geheimniß zu Grunde liegen müsse, in welchem Seiner Majestät dem König eine Hauptrolle zufalle, denn er zeichnete die Frau Herzogin bei jeder Gelegenheit besonders vor den andern Damen aus; auch des Königs rechte Hand, Graf Flemming, die Allmacht im Lande, eiferte diesem Beispiele seines Gebieters nach, und das war nicht ohne Bedeutung für scharf beobachtende wohlgeschulte Hofmenschen. Obwohl Flemming Ehrgeiz im reichlichsten Maße besaß und sich gern mit der Kenntniß der verborgensten Dinge am Hofe brüstete, so versuchte man doch vergeblich, auch nur Andeutungen von ihm über die auffällige Bevorzugung dieser Dame zu erlangen.

König August hatte derselben einen Hinweis auf das Verhältniß gegeben, in welchem sie zu ihm stehe. Dies geschah bei Gelegenheit der Uebergabe der Schatulle ihrer Mutter an sie. Zephanja verbarg ihre Freude nicht, dies Erbstück von der theuren Mutter wiederzusehen. Sie war in dem Glauben gewesen, es auf der Reise nach Rußland verloren zu haben.

„Sire", sagte sie, „es ist mein größter Reichthum aus jener Zeit, wo ich so glücklich war, eine liebende Mutter zu besitzen."

„Ein Reichthum, der Ihnen hohe Zinsen getragen hat

und noch tragen wird", äußerte der König und lächelnd setzte er hinzu: „Die Frau Herzogin von Soubise wird aber auch mir einen Antheil an dem Inhalt dieser so zierlich gearbeiteten Schatulle gewähren müssen. Ich beanspruche nur zwei Dinge davon: diesen Brief Ihrer Mutter und diesen Ring."

„Wie, Sire, diesen Brief und diesen einfachen Ring?"

„Es gibt Ursachen, die uns das scheinbar Unbedeutendste werthvoll erscheinen lassen", antwortete der König. „Um dieser beiden Dinge willen haben Sie, Zephanja, in mir einen Freund gewonnen. Denken Sie über die Bedeutung dieser Worte nach und beobachten Sie wie ich ein unverbrüchliches Schweigen darüber."

Jetzt wußte Zephanja die Ursache, welche der vom König beim deutschen Kaiser für sie erwirkten Erhebung zur Reichsgräfin von Augustenburg zu Grunde lag, aber sie hielt dies Wissen als ein heiliges Geheimniß in ihrem Herzen verwahrt, nur ihrem Gemahle theilte sie es mit. Außer ihnen wußten nur der verstorbene König Ludwig, die Herzogin-Mutter, Zaar Peter, Flemming und Dinglinger darum.

Als sie zum ersten Male den berühmten Goldschmied in seinem Hause besuchte, sagte dieser in seiner einfachen Herzlichkeit: „Gestatten Sie Ihrem einstigen Verlobten,

Ihnen die Fortdauer seiner Verehrung für Sie aussprechen zu dürfen."

„O mein Freund, mein würdiger Freund, Sie haben mir so Vieles zu verzeihen und beschämen mich durch Ihre Milde!" rief die Herzogin.

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen. Was geschehen ist, liegt überwunden hinter mir; aber im Gegentheil, ich bin Ihnen Dank schuldig."

„Mir? Ah!"

„Sie hielten mich für werth, an die Stelle dessen zu treten, dem Ihr Herz gehört hatte und von welchem Sie durch die Bestrebungen Anderer getrennt worden waren. Ich nehme den von Ihnen damals in Betreff meiner Werbung um Ihre Hand gefaßten Entschluß, die Meinige werden zu wollen, als einen Beweis der Achtung für mich."

„So ist es, so ist es!" stimmte die Herzogin bei. „Diese Achtung werde ich Ihnen, solange ich lebe, zollen."

„Ihnen, Herr Herzog, habe ich jedoch eine Sie sehr niederschlagende Kunde mitzutheilen", wendete sich Dinglinger lächelnd zu Charles.

„Mir eine niederschlagende Kunde? Um Himmelswillen sprechen Sie!"

„Sie werden auf meiner Plattform nicht mehr Ge-

legenheit finden, dem Treiben der Zimmerleute zuzusehen, um sich ein Bild von der das große Ganze in stetem Gang erhaltenden Thätigkeit zu machen."

Charles von Soubise lachte hell auf. „Sehr gut, sehr gut, mein Freund. Der Hieb sitzt."

„Ebenso bin ich überzeugt, daß Ihnen die wechselnden Beleuchtungen durch das Abendlicht nicht mehr besonders gefallen werden, da in der kleinen Wohnung der Plattform gegenüber keine Mademoiselle Zephanja mehr ciselirt."

„Ich glaube es auch!" rief Herzog Charles fröhlich. „Wer die Sonne mit Händen greifen kann, hat nicht nöthig, sie auf anderer Leute Dächern zu suchen. Seien wir Freunde, mein Herr, rechtschaffene Freunde! Ich habe bei allen meinen Sünden und Fehlern doch eine Tugend, die Ihnen Freude machen wird. Ich schätze den Mann nicht nach seinem Range oder nach seinem Kleide, sondern nach dem, was er leistet und was er seinem Herzen nach als Mensch ist, und darum bitte ich Sie um Ihre Freundschaft."

Wenige Abende später sah die Plattform des Dinglinger'schen Hauses eine kleine Gesellschaft um eine Tafel zu einem freundschaftlichen Mahle vereint. Der Hofjuwelier und seine Gattin, Herzog Charles und seine Gemahlin und der Kaufmann Jürg Weber mit seiner Frau Kaufmännin saßen da und der gute Wein hatte

die Herzen auf die Zungen gehoben, die laue Mainacht mit ihrem glänzenden Sternenheere begünstigte die fröhlichste Laune. Wenn je, so schwamm jetzt Else in einem wahren Wonnemeer. Hatte sie im Anfange auch große Scheu gefühlt, in Gesellschaft eines so vornehmen Herrn zu speisen, wie der Herzog doch einer war, so hatte diese Schüchternheit bald dem heitern Muthe weichen müssen, der ihrem resoluten und von ein paar Gläsern Wein zur vollen Entfaltung gebrachten Naturell grundeigen war.

Die Frau Herzogin hatte ihr ein versiegeltes Papier übergeben mit dem Bemerken, daß sie Pathe bei dem jungen Weltbürger oder der jungen Weltbürgerin sein wolle, welchen oder welche die Frau Kaufmännin in einigen Monaten als ihr liebes erstgeborenes Kindlein in ihre Arme schließen werde, und da sie wegen der großen Entfernung nicht zur Taufe kommen könne, so bäte sie, dies am Tauftage dem Kinde in die Wiege als ein Angebinde von einer treumeinenden Freundin seiner Mutter zu legen.

„Das soll geschehen", rief Else, die keine Ahnung hatte, was der Inhalt des Papiers sei. „Wenn es nur erst so weit wäre, mir wär's lieb. Und was will ich meinem Goldpüppchen von meiner guten, lieben Mamsell Gomel erzählen!"

Der Hofjuwelier flüsterte Jürg Weber zu: „Jetzt habe ich etwas weg.“

„Nun?“

„Seine Else, Herr, ist im Complot gewesen, hat Zephanja damals fortgeholfen, denn umsonst schenkt Niemand fünfundzwanzigtausend Francs zum Angebinde. In dem versiegelten Papier liegt die Schenkungsurkunde dieser von mir hier zinsbar angelegten Summe. Ich weiß es.“

„Das will ich sogleich erfahren, ob sie die Heimliche gespielt hat oder nicht“, meinte Jürg. „Es ist aber gar nicht denkbar, denn meine Else hat's Schweigen nicht gelernt.“

Er kam jedoch bald zu einer total andern Ansicht. Als er sie aufs Gewissen fragte, ob sie bei der Flucht der Mademoiselle Zephanja die Hand im Spiele gehabt habe, sah ihn Else groß an und entgegnete: „Wie kommt Er mir vor, Herr Jürg Weber? Nehme Er doch die Bibel zur Hand und suche Er da im Buche Sirach den schönen Spruch auf, den Ihr alle mir vorgepredigt habt: Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gottesgabe. Und die bin ich, Seine Gottesgabe. Versteht Er?“

Ende.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Neue Romane
im Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Adolf Schirmer, **Die Spionin.** Roman aus dem amerik. Bürgerkrieg. Vier Bände. **2 Thlr. 20 Ngr.**	Edmund Hoefer, **In der Welt verloren.** Roman. **Vier Bände. 4 Thlr.**	Temme, **Die Erbgrafen.** Historischer Roman. Vier Bände. **2 Thlr. 20 Ngr.**

A. von Winterfeld.

Die Ehefabrikanten. Komisch-socialer Roman. Vier Bände. **2 Thlr. 20 Ngr.**	Die Reisen von **Bambus & Comp.** Humoristischer Roman. Drei Bände. **2 Thlr.**	**Modelle.** Humoristischer Roman. Vier Bände. **2 Thlr. 20 Ngr.**

Franz Carion.

Der alte Dessauer. Historischer Roman. Vier Bände. **2 Thlr. 20 Ngr.**	**König August und sein Goldschmied.** Historischer Roman. Drei Bände. (Unter der Presse.)	**Ein deutscher Fürst.** Historischer Roman. Fünf Bände. **3 Thlr. 10 Ngr.**

Alfred Steffens, **Ein Wechsel.** Roman. Zwei Bände. **1 Thlr. 10 Ngr.**	Herman Schmid, **Mütze und Krone.** Roman. Fünf Bände. **4 Thlr.**	Mühlfeld, **Bis zum Schaffot.** Criminal-Novelle. Ein Band. **20 Ngr.**

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.